

Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



Freiheit – Was sie wert ist, wo sie bedroht ist

Dossier: Erkundungen im Freiraum Internet



SPHÉROTOURBILLON (0,000558 KG) GEGEN ERDE (5 973 600 000 000 000 000 000 KG).
EIN AUSGEGLICHENES DUELL?



DUOMÈTRE SPHÉROTOURBILLON. Kaliber Jaeger-LeCoultre 382.

Auf der einen Seite ein Planet. Seine gewaltige Anziehungskraft. Auf der anderen Seite ein komplexer Mechanismus von weniger als einem Gramm. Die Duomètre Sphérotourbillon verfügt über ein neuartiges mehrachsiges Tourbillon, das die Auswirkungen der Schwerkraft in allen Lagen auszugleichen vermag. Das ausgeklügelte Dual-Wing-Konzept bereitet erneut einzigartigen Funktionen den Weg: Diese Uhr ist das erste Tourbillonmodell, das dank einer Flyback-Funktion für die kleine Sekunde auf die Sekunde genau eingestellt werden kann.


JAEGER-LECOULTRE

SIE VERDIENEN EINE RICHTIGE UHR.

Die Freiheit ist ein flüchtiges Wesen



An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

1 Stefanie Schramm

Wie tickt der Mensch? Die Frage fasziniert die Wissenschaftsjournalistin aus Hamburg schon lange – am liebsten schreibt sie Geschichten über Psychologie und Hirnforschung. Für das Bulletin taucht sie in eine Debatte ein, wo Hirnforscher und Philosophen heftig aneinandergeraten: Haben wir einen freien Willen oder nicht? *Seite 24*

2 Luca Zanetti und 3 Andreas Fink

Der aus dem Tessin stammende Reportagen-Fotograf lebt in Zürich und in Medellín. Über Kolumbien, jenes zerklüftete Land, wo viele Menschen unmenschlicher Unbarmherzigkeit ausgesetzt sind, jenes Land der zwei Küsten, drei Andenketten und des unzugänglichen Amazonas, sagt Zanetti: «Für mich ist Kolumbien eine grosse Liebe.» Schon mehr als zehn Mal war Lateinamerika-Korrespondent Andreas Fink in Kolumbien unterwegs, in Medellín fand der Bayer mit Wohnsitz Buenos Aires die Synthese aller bisherigen Erfahrungen. Und er traf auf Unternehmer, Lehrer, Politiker und Künstler, die fest entschlossen sind, aus der früheren Mordmetropole eine lebenswerte Stadt zu machen.

Die Medellín-Reportage von Luca Zanetti und Andreas Fink ab *Seite 50*

4 Judka Strittmatter

Die Journalistin und Autorin, 1966 in Brandenburg geboren, traf für das Bulletin einen ehemaligen Insassen und einen ehemaligen Leiter des Stasigefängnisses Hohenschönhausen. Sie stellte beiden dieselbe Frage: «Was bedeutet Ihnen Freiheit?» *Seite 26*

Vernünftigerweise lässt sich über Freiheit nicht streiten. Wir alle streben nach ihr und wollen an ihr teilhaben. «Ich will unfrei sein!», skandiert niemand auf einer Kundgebung; «Ich bin gegen die Freiheit!», schreibt kein Politiker in sein Wahlprogramm. Sie wird dort kontrovers, wo sie den Olymp des hehren Abstrakten verlässt und sich in den Widersprüchen des Konkreten zu behaupten hat. Hier offenbart sie ihre Gestalt, und hier lässt sich etwa untersuchen, ob es gar ein Zuviel geben kann. Das Internet zum Beispiel: Wo ist es ein Segen, wo birgt seine libertäre Grenzenlosigkeit Gefahren? Wir widmen dem Thema, weil es dringlich und wichtig ist, ein Dossier (ab Seite 33). Darin sagt die profilierte US-Medienmacherin Tina Brown zur Ambivalenz des Internets: «In den entwickelten Ländern ist es eher ein Malus, für die aufstrebenden Länder ist es fantastisch.»

Oder die Wirtschaftsfreiheit: Sie ist der Pulsschlag für individuellen Wohlstand und gesellschaftliches Wohlergehen. Doch braucht sie Schranken, wenn sie etwa negative Auswirkungen auf die Umwelt hat und dadurch die Freiheit eines Teils der Menschheit beeinträchtigt? Dieser Frage geht der Text auf Seite 66 nach. Einen konkreten Beitrag zur Förderung von Freiheit leistet der sudanesische Unternehmer und Philanthrop Mo Ibrahim, indem er vorbildliche Staatsoberhäupter in Afrika mit einem hochdotierten Preis ehrt. Was ihn dazu bewegt und was es bewirkt, erläutert er im Interview auf Seite 70. In vielen Weltregionen, wo sie lange nur als Spurenelement vorkam, bahnt sich die Freiheit hoffnungsvoll ihren Weg. Zum Sinnbild ist der «Arabische Frühling» geworden. Doch auch andernorts, manchmal fast unbemerkt, vollzieht sich der Wandel zu Selbstbestimmung. In einer Reportage lesen und sehen Sie, wie sich Kolumbiens frühere Drogen- und Mordhochburg Medellín von den Fesseln des Terrors befreit und sich neu erfindet (*Seite 50*).

Doch die Freiheit ist auch in Gefahr, ausgerechnet dort, wo man sie auf sicher zu haben glaubte. In der freien Welt vergisst man zusehends, was man an ihr hat. Freiheitsträge geworden, ist man sich ihres Wertes und ihres Naturells nicht mehr bewusst. Einmal da, immer da – so ist die Freiheit nicht. Sie ist ein flüchtiges Wesen und ein eitles. Über sie streiten kann man nicht. Aber sie verlangt, dass man für sie streitet.

Ihre Redaktion



Entdecken Sie den neuen ŠKODA Octavia



www.skoda.ch oder auf

12X SIEGER PREIS-LEISTUNGS

Die Schweiz strahlt: Der neue ŠKODA Octavia ist da! Mit seinem beeindruckenden Design, seinen cleveren Innovationen, seinem grosszügigen Raumangebot und seinen hochmodernen Motoren präsentiert er sich als komplette Neuentwicklung! Und als perfekter Nachfolger des meistgekauften Combi der Schweiz! Bringen Sie seine einzigartigen Bestsellerqualitäten ans Licht. Und entdecken Sie, wieso der neue ŠKODA Octavia eine Klasse für sich ist. Jetzt auf einer Probefahrt bei Ihrem ŠKODA Partner. **ŠKODA. Made for Switzerland.**

Bulletin: Freiheit

4 Ein besonderes Gefühl

Geschichten von Menschen, die ihre persönliche Freiheit jeweils ganz anders leben.

14 Rettet die Freiheit!

Das wertvollste Gut, das wir haben, ist von vielen Seiten bedroht. Ein Weckruf.

18 So steht es um uns

Weltkarte der Freiheit und der Unfreiheit. Dazu: Welchen Einfluss Globalisierung und Protektionismus haben.

24 Müssen statt wollen

Ist der freie Wille bloss eine schöne Einbildung?

26 Der Gefangene und sein Wärter

Zwei Männer, zwei Welten: Zu Besuch bei Ex-Stasihäftling Gilbert Furian (Bild) und dem damaligen Anstaltsdirektor.



- ab Seite 33**
- ## Dossier
- ### Freiraum Internet
- Andrew McLaughlin**
Warum ich so optimistisch bin
- Georgia Popplewell**
Macht und Ohnmacht der Polit-Blogger
- Daiyuu Nobori**
Der Tunnelbauer, der die Zensoren ärgert
- Tina Brown**
Whistleblower, Twitterer und Journalisten
- Darknet**
Wo sich das Internet von seiner dunklen Seite zeigt

«Ich spiele Katz und Maus.»



50 Erwachen in Medellín

In Kolumbien erfindet sich die frühere Drogenmetropole neu. Dazu: Die Lage Lateinamerikas.

62 Keine Ausnahme ohne Regel

Expedition in den Schweizer Paragrafendschungel. Und: Ein KMU erzählt.

66 Der Preis der Umwelt

Wege für einen Umweltschutz, der ohne Zwang auskommt. Dazu: Die grössten Gefahren.

70 Mo Ibrahim

Wie der Handy-Milliardär Afrika unabhängiger macht.

76 Wie der Wind, wie ein Vogel

Freiheit kommt in vielen Songs vor. In welchen? Ein Quiz.



80 Die Gedanken sind frei

Illustriert von Jörn Kaspahl.

Zum Titelbild:
Regisseur Peter Luisi (Seite 12)



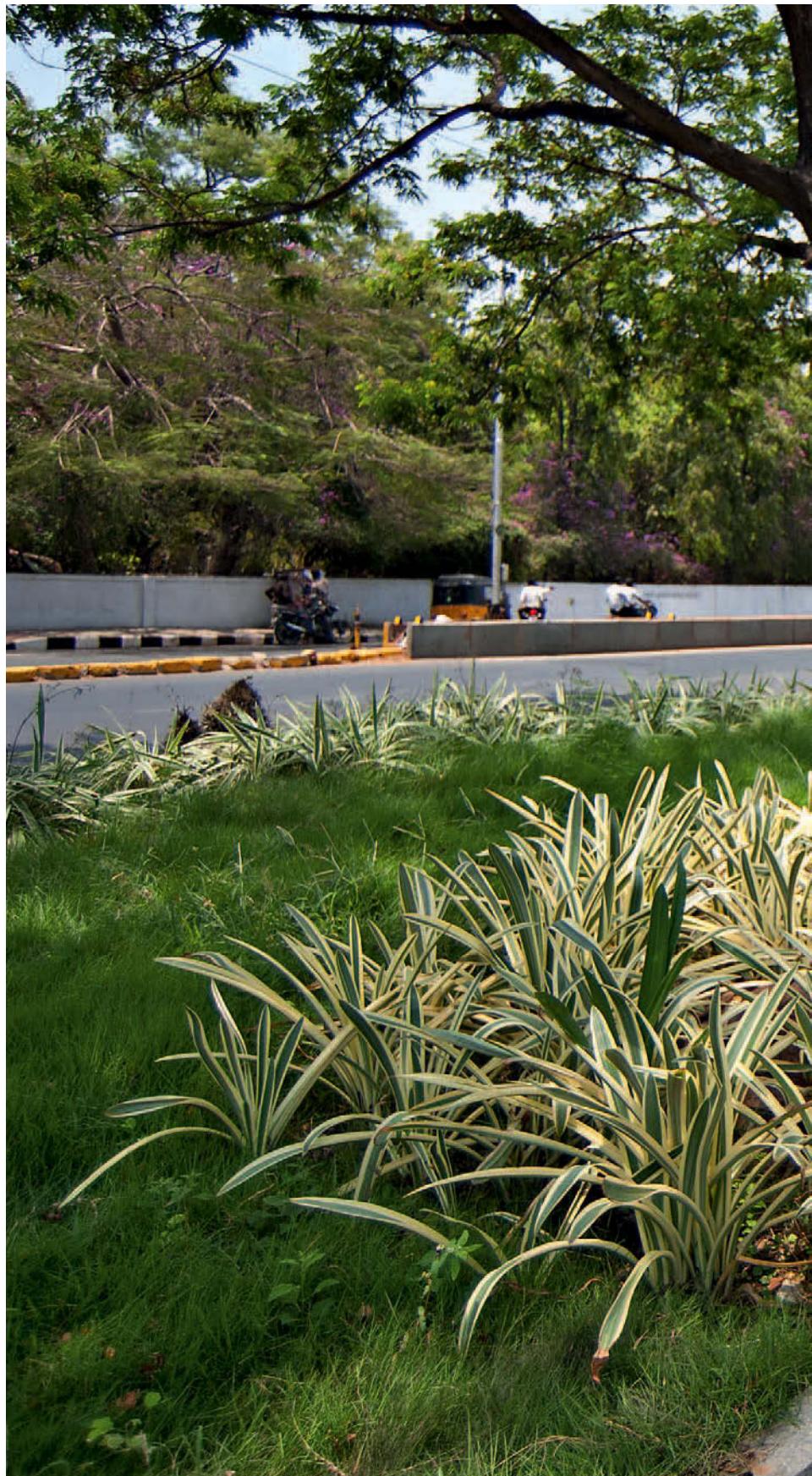
Neu im App Store
Die App «News & Expertise», mit dem neuen Bulletin sowie weiteren aktuellen Publikationen, Artikeln und Videos der Credit Suisse.
www.credit-suisse.com/bulletin



Ein Stück vom Himmel

Diese Freiheit nehmen wir uns: Fünf Geschichten rund um die Welt erzählen davon, wie persönliche Freiheit für jeden Menschen etwas anderes bedeuten kann.

Von Simon Brunner
Mitarbeit: Pal Pillai und Toni Gadza





Radha, 70

FELDARBEITERIN, GUDIPALA, INDIEN

Das Augenlicht von Radha erlosch vor über zwei Jahren. Die Inderin, die ihren Nachnamen nicht kennt, war eine aktive Frau. Sie arbeitete auf dem Feld, führte den Haushalt. Und plötzlich war sie gefangen in der Dunkelheit. «Ich hatte meine Freiheit verloren», sagt sie. Radha mochte nicht am Stock gehen, sondern tastete sich den Wänden entlang, um sich zu orientieren. Auch das Essen wurde zum Problem: «Hatte ich Hunger, musste ich warten, bis jemand etwas für mich kochte.» In einer Feldklinik wurde Radha erstmals untersucht. Die Diagnose: grauer Star. Der Eingriff hätte 15 000 Rupien (250 Franken) gekostet, unbezahlbar für sie. Doch der Arzt überwies sie in eine Augenklinik in Chennai, die Hilfsbedürftige kostenlos operiert.

Das Erste, was sie nach dem Eingriff erblickte, war sich selber. Die Krankenpfleger hielten ihr einen Spiegel vor das Gesicht. Sie ist überglücklich: «Das ist etwas vom Besten, was mir im Leben passiert ist.» Jetzt freut sie sich auf die Feldarbeit: «Früher bezahlte man 60 Rupien (1 Franken) pro Tag für meine Arbeit. Wie ich höre, sind die Löhne auf 100 Rupien (1.70 Franken) gestiegen.»



David Eitzinger, 39, und Familie

WELTUMSEGLER, MOOREA, FRANZÖSISCH-POLYNESIEN

«Der Sommer geht zu Ende», sagt David Eitzinger, «in der Nacht fällt das Thermometer bereits auf 24 Grad. In den letzten zwei Wochen musste ich zweimal ein T-Shirt anziehen.» Er lacht herhaft. Der Enddreissiger segelt mit seiner Familie seit zwei Jahren rund um die Welt. Wir erreichen ihn telefonisch in Französisch-Polynesien. «Unter Weltumsegeln gilt die Inselgruppe als Höhepunkt, weit weg von zu Hause, fast unerreichbar, paradiesisch schön. Und die lokale Bevölkerung ist total entspannt.» Die Weiterreise fällt schwer. Geplant sind Tonga, Fidschi und Vanuatu, doch vorher will die Familie noch die Buckelwal-Saison erleben. Als das Ehepaar mit seinen beiden Kindern (heute 5- und 6-jährig) lossegelte, liess es zu Hause in Berlin zwei gutbezahlte Jobs zurück (er war selbstständig im IT-Bereich, sie führte ein Kindermodelabel) und ein frisch erworbenes Eigenheim. Warum? «Als wir unser Haus bauten, realisierten wir, dass wir damit unser Leben für die nächsten 15 Jahre vorbestimmt hatten. Wir schauten uns an und sagten: ‹Das kann es nicht sein.› Jetzt leben wir das Abenteuer unseres Lebens.»









Eduardo «Eddie» Troche, 18

(IN DER MITTE, BLAUE TURN SCHUHE)
SCHÜLER, CAMDEN, USA

«Als mein Vater starb, war ich neun Jahre alt», erzählt ein verschwitzter Eduardo Troche, genannt Eddie, in einer Trainingspause in «Steve's Club» in Camden. Der Sohn puerto-ricanischer Einwanderer kommt fast täglich hierher, um Gewichte zu stemmen. Der Fitnessklub gehört einer gemeinnützigen Organisation, welche die Jugendlichen von der Strasse wegholen will. Denn die Hafenstadt an der amerikanischen Ostküste leidet besonders unter der De-industrialisierung. Ein Drittel der Familien lebt unterhalb der Armutsgrenze, knapp 20 Prozent sind arbeitslos. Laut dem Forschungsinstitut CQ Press war Camden in den Jahren 2004, 2005, 2009 und 2012 die gefährlichste Stadt der USA. «Mein Vater ging früher auch oft ins Fitnesscenter, doch eines Tages hörte er auf mit dem Sport und geriet auf die schiefe Bahn. Er traf die falschen Leute und wurde erschossen – genau wie mein Onkel und mein Cousin», sagt Eddie Troche. «Für mich ist klar: Höre ich auf mit dem Gym, fangen die Probleme an. Ich trainiere, um ein freier Mensch zu bleiben.»

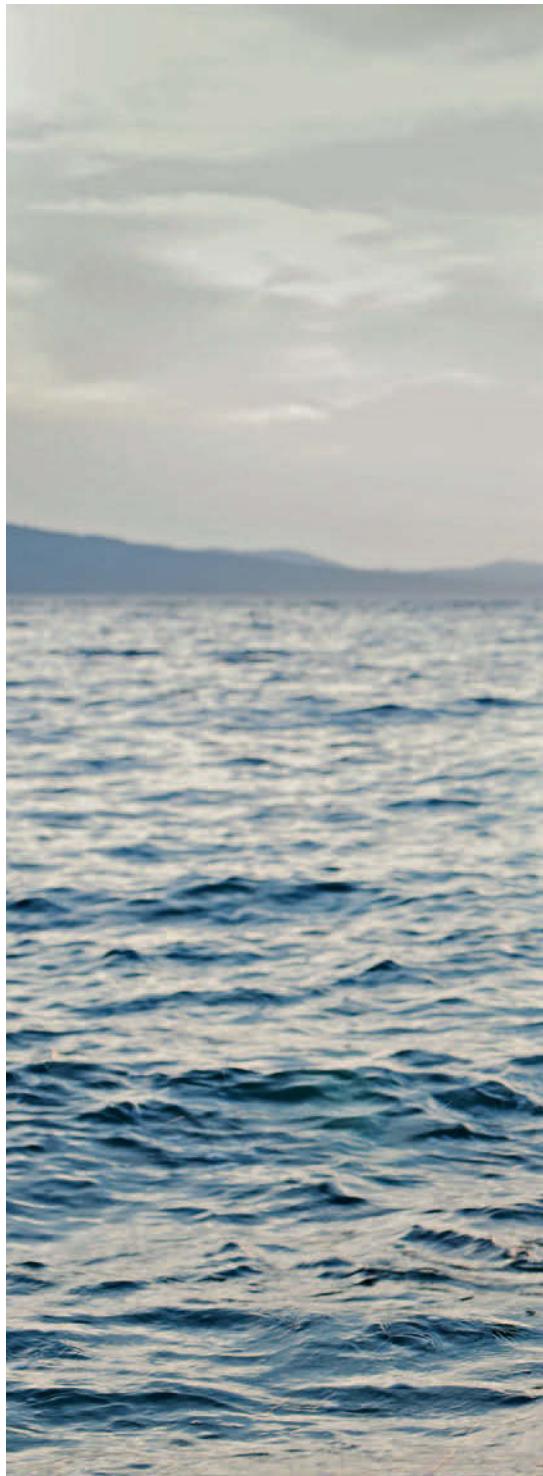
Mrvica Metelko, 38 Luce Terze, 36

SELBSTVERSORGERINNEN, BRAĆ, KROATIEN

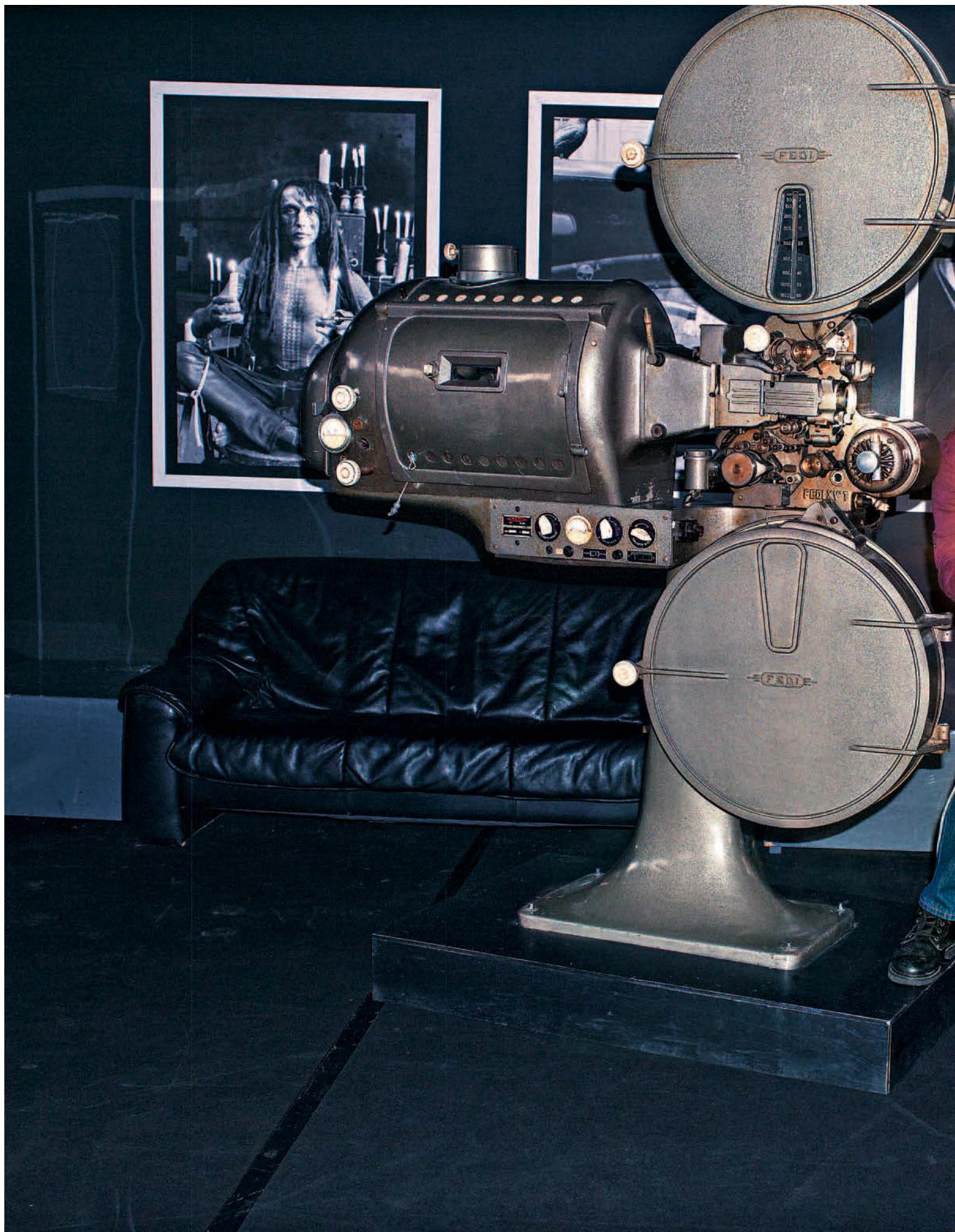
«Es begann alles, als ich merkte, dass mich mein Leben in der Stadt nicht mehr glücklich machte», sagt Mrvica Metelko. «Ich fühlte mich gefangen.» Das war vor sieben Jahren. Daraufhin zog die Wirtschaftsstudentin mit Luce Terze, einer Freundin, auf eine Insel, anderthalb Bootsstunden von Split entfernt. Auf der Insel lebten sie als Selbstversorgerinnen, zwei Bekannte stiessen später dazu. Metelko erzählt: «Wir haben hart gearbeitet, zusammen gelacht, geweint, gestritten. Wir sangen, spielten, lernten, sassen ums Feuer, gingen im Meer schwimmen, wanderten mit dem Hund, buken Brot, zogen unser Gemüse, lasen viel, schrieben, zeichneten. Das neue Leben befreite mich.»

Die Kommune bewohnte ein Steinhaus, im Sommer und im Frühjahr schliefen sie im Freien. «Meistens hatten wir einen fixen Platz in der Natur. Mein Zimmer

war am Rand eines Pinienwaldes und hatte einen wunderbaren Blick auf die Olivenhaine und auf das Meer.» Die Gemeinschaft lebte beinahe autark, sie brauchte wenig Geld: «Etwa 100 Euro für alle monatlichen Ausgaben pro Person.» Dieses Jahr aber musste sie das Grundstück verlassen, «weil unsere Vision nicht mehr übereinstimmte mit der Vision des Grundbesitzers». Jetzt suchen Metelko und ihre Freunde einen neuen Platz. «Unsere Geschichte klingt wie eine Utopie, aber nach fast sieben Jahren kann ich sagen: In das normale Leben zurückzukehren, ist keine Option.»









Peter Luisi, 37

FILMEMACHER, ZÜRICH, SCHWEIZ

«Als ich in Kalifornien die Filmschule besuchte, lebte ich neun Monate im Auto und klautete sogar das Essen in der Mensa. Irgendwie musste ich die 5000 Franken zusammensparen für den Abschlussfilm.» Peter Luisi, Schweizer Filmmacher, wusste schon früh, dass er nur eines machen wollte: Kino. Um seinen Traum zu verwirklichen, opfert er vieles. Er arbeitet rund um die Uhr, lebt bescheiden und ist «für jeden Film bereit, das Konto komplett zu plündern». Noch in der Filmschule las er den Klassiker «Feature Film Making at Used-Car Prices» («Wie man Spielfilme dreht zum Preis eines Gebrauchtwagens») und drehte sein Erstlingswerk für 7000 Dollar. «Der Film war grauenhaft.» Danach stellten sich die Erfolge ein mit «Verflixt Verliebt» ('04), «Der Sandmann» ('11), «Boys Are Us» ('13) oder dem Drehbuch für «Vitus» ('06), das er gemeinsam mit Fredi M. Murer schrieb. Doch es gab auch Rückschläge. Bei «Love Made Easy» ('06) sprang ein Investor im letzten Moment ab. Luisi hielte am Projekt fest. Bilanz: 180 000 Franken Schulden. «Herr Luisi, warum tun Sie das?» – «Mein innerer Antrieb zwingt mich, Filme zu machen. Ich muss es tun.» – «Geht es auch um Ruhm und Ehre?» – «Eher weniger. Das Dasein als Regisseur ist unglamouröser, als man annehmen könnte.» – «Sie wollen sich verwirklichen?» – «Kunst sollte immer inspirieren. Ein gutes Werk gibt etwas mit fürs Leben. Das will ich.»

SO FREI SIND WIR

Von Wolf Lotter

Freiheit ist kein Geschenk.
Sie ist eine Errungenschaft.
Das Wertvollste,
was der Mensch anstreben kann.
Das Wichtigste,
wofür es sich einzustehen lohnt.

Freiheit verlangt kein Danke.
Sie verlangt Einsatz, Anstrengung,
Leidenschaft, Mut.
Denn sie ist kein Geschenk.
Freiheit ist ein Kampf.

GUT

klingt das: Freiheit. Aber was ist das eigentlich? Woraus besteht sie? Kann man sie sehen, hören, riechen? Wonach schmeckt sie? Wie fühlt sie sich an? Kann man sie messen? Was wiegt sie?

Das sind Fragen, die scheinbar nur Philosophen beschäftigen oder gelegentlich einen exotischen Zweig der Gehirnfor-schung, der sich seit einigen Jahren der Ermittlung des Phäno-mens des freien Willens zugewandt hat. Aber sonst klingt das nach Luxusproblem: Freiheit? Haben die Leute denn keine ande-ren Sorgen? Machen wir uns abseits von Sonntagsreden und an-deren schönen Worten nichts vor. Der Zeitgeist im reichen Wes-ten spricht nicht für die Freiheit. Wären hier denn wirklich viele Menschen bereit, für ihre persönliche Freiheit, für das Recht, sa-gen zu dürfen, was sie denken, mutig einzustehen oder gar zu kämpfen? Wären wir bereit zu tun, was die Demonstranten in Leipzig 1989 taten, als sie gegen die Unfreiheit auf die Strasse gingen? Kennen wir den Geschmack der Freiheit noch so wie jene, die in den letzten Jahren in Ägypten, Tunesien, Syrien, in Libyen und in der Türkei dafür bereit waren, Kopf und Kragen zu riskieren?

Eine Frage zur Freiheit lässt sich beantworten: Sie riecht, sie schmeckt nach Frühling. Wir nennen die Freiheitsbewegung den «Arabischen Frühling», so wie einst der Widerstand der Tschechen gegen ihre Unterdrücker den Namen «Prager Frühling» erhielt. Freiheit riecht nach offenem Fenster. Da draussen ist das Leben.

Aber: Ist das nicht gefährlich? Da sind doch fremde Leute draussen. Und ein offenes Fenster? Da kann man doch rausfallen. Oder jemand kann reinkommen! Wir bewundern die Bürger des «Arabischen Frühlings». Ein wenig jedenfalls. Als Pop-Ikonen sind uns Freiheitshelden recht. Aber wir sind auch abgeklärt. Frei-heit, das ist natürlich auch nicht das Paradies, sagen wir.

**Sie riecht nach offenem
Fenster. Aber ist das nicht
gefährlich? Da kann man
doch rausfallen. Oder jemand
kann reinkommen!**

Man fragt sich, wo sie sind, die mutigen Verteidiger der Freiheit in unseren Zonen. Herrscht so viel Freiheit hier, dass wir auf einen «Europäischen Frühling» oder «Westlichen Frühling» gänzlich verzichten können? Ist das unzertrennliche Paar von Freiheit und Vielfalt wirklich so sicher, dass man darüber gar nicht reden muss?

Schauen wir genau hin. Im Schatten der Krise herrscht ein anderer Ton, der die alten Widersacher der Freiheit begünstigt, all jene, die sie als Luxusproblem denunzieren. Ach, Freiheit, das ist etwas für die Reichen, für die Kapitalisten. Aber der kleine Mann will Regeln, Ordnung, Übersicht. Er braucht jemanden, der sich um ihn kümmert, gerade in Zeiten der Krise! Der Mensch braucht

Führung, denn auf die Fähigkeit, seine eigene, freie Entscheidung zu treffen, ist kein Verlass. Was wollen die Leute lieber: Freiheit oder ein festes Einkommen? Freiheit oder eine sichere Rente? In der Krise wird die Freiheit in Frage gestellt. Das war immer so. Und was dabei herauskommt, wenn die Menschen ihre Freiheit opfern, um sie gegen Führung und vermeintliche materielle Sicherheit zu tauschen, kann man sich in der Geschichte der Diktaturen des 20. Jahrhunderts ganz fabelhaft ansehen.

Ihr Problem ist klar: Wenn sie da ist, bemerkt sie keiner, weil man sie für selbstverständlich hält. Viel Freiheit heißt überdies immer auch, dass viele Entscheidungen zu treffen sind. Man muss viel ausprobieren, versuchen, experimentieren. Das ist anstre-

Anders als ihre Feinde fürchtet sie sich nicht vor Veränderung. Ohne Freiheit wendet sich nichts zum Besseren.

gend. Es gehörte schon immer zum Geschäftsmodell der Macht, dem Volk die Mühsal des Entscheidens abzunehmen und Experimente sicherheitshalber zu verbieten. Die Moderne, die Aufklärung, die Wissenschaft, sie stehen mit Namen wie Giordano Bruno und Galileo Galilei auf der anderen Seite. Die wussten, was die Freiheit wert ist. Und sie wussten, dass Freiheit und Sicherheit nicht so gut zusammenpassen. Freiheit heißt eben auch, dass es anders kommen kann. Sie bindet sich nicht an die Scheinsicherheit, dass man alles planen und festlegen kann. Sie fürchtet sich, im Gegensatz zu ihren Feinden, nicht vor Veränderung. Ohne Freiheit wendet sich nichts zum Besseren.

Es ist paradox: Die westliche Wohlstandsgesellschaft wäre nie so weit gekommen, wenn sie sich im Laufe der Moderne nicht alle Freiheiten erkämpft hätte, die zur Entfaltung des Geistes und des Wissens geführt haben. Wo sie herrscht, wo freie Märkte und freies Denken erlaubt sind, wachsen Wohlstand und Demokratie in ungeahnter Größenordnung. Aber sie führt nicht zwingend dazu, dass die, die ihre Früchte geniessen, auch wissen, wie wichtig die Freiheit für ihr Wohlbefinden ist. Wir haben oft einfach vergessen, woraus unser «Demokratischer Frühling» besteht.

Im satten Westen haben sich viele der Freiheit entfremdet. Sie halten sie für selbstverständlich. Sie träumen lieber von einem umfassenden, fürsorglichen Sozialstaat, der ihnen alle Probleme abnimmt. Man redet lieber von «sozialer Gerechtigkeit», was so viel bedeutet wie: Ich will auch, was andere haben, und zwar garantiert. Das hat mit Gerechtigkeit und Fairness nichts zu tun, sehr viel aber mit Gier, Neid und Habsucht – alles Untugenden, die der «gerechte Staat» eigentlich vorgibt zu bekämpfen. Doch lässt es sich ohne das Schüren solcher Vorurteile wirklich gut regieren?

Das Kerngeschäft aller Regierungen ist stets Kontrolle und Regulierung. Je mehr davon existiert, desto grösser ist die politische Macht. Deshalb reden Politiker gern über Freiheit, beschneiden aber den Freiraum, jenen Ort, wo wir uns das Recht nehmen dürfen, zu tun, was wir wollen, die Praxis der Freiheit also. Im Namen der vermeintlichen Gerechtigkeit und der Gleichmacherei

verschwinden Freiräume immer häufiger. Der deutsche Wirtschaftsethiker Rupert Lay hat in seinem Buch «Ethik für Manager» festgehalten: «Das Reden von Freiheit anstelle des Gebens von Freiräumen ist ein beliebiges Manipulationsinstrument pseudodemokratischer Diktaturen.»

Freiheit trägt Risiko in sich, die Voraussetzung jeder Chance und damit auch die Vorbedingung für eine positive Veränderung. Nur völlig vom Leben entfremdete Menschen erwarten, dass sich durch Nichts etwas verändert. In den Schwellen- und Entwicklungsländern steigt der Freiheitsdrang parallel zur wirtschaftlichen Emanzipation. Mehr wirtschaftliche Freiräume bringen immer mehr persönliche und politische Freiheiten mit sich. Diese Entwicklung hat sich zuvor in Europa abgespielt, bevor die grosse Sattheit kam, die den Wert der Freiheit und damit die Ursache für Fortschritt und Entwicklung überdeckte. Zu viele hier wollen Garantien statt der Chancen, die Freiheit bieten kann.

Der Ökonom und Wirtschaftsnobelpreisträger Friedrich August von Hayek hat es den «Zweck der Freiheit» genannt, die «Möglichkeit von Entwicklungen zu schaffen, die wir nicht voraussagen können». Das bedeutet allerdings auch, dass man nie weiß, was man durch die «Beschränkung der Freiheit» verliert. Freiheit macht Arbeit, sie fordert dazu auf, genau hinzusehen, sich anzustrengen, den Blick zu schärfen – und sich nicht einfach bedienen zu lassen. Freiheit, das ist Self-Service. «Freiheit», sagt Hayek, «wird etwas Positives nur durch den Gebrauch, den wir von ihr machen. Sie sichert uns keinerlei bestimmte Möglichkeiten, sondern überlässt es uns zu entscheiden, was wir aus den Umständen machen, in denen wir uns befinden.»

Kurz gesagt: Freiheit ist etwas für Erwachsene. Das gilt ganz besonders in Zeiten, in denen sich viele, was das Verhältnis zu Freiheit und Vielfalt angeht, wie im Kindergarten benehmen.

Freiheit ist etwas für Erwachsene. Das gilt ganz besonders in Zeiten, in denen sich viele wie im Kindergarten benehmen.

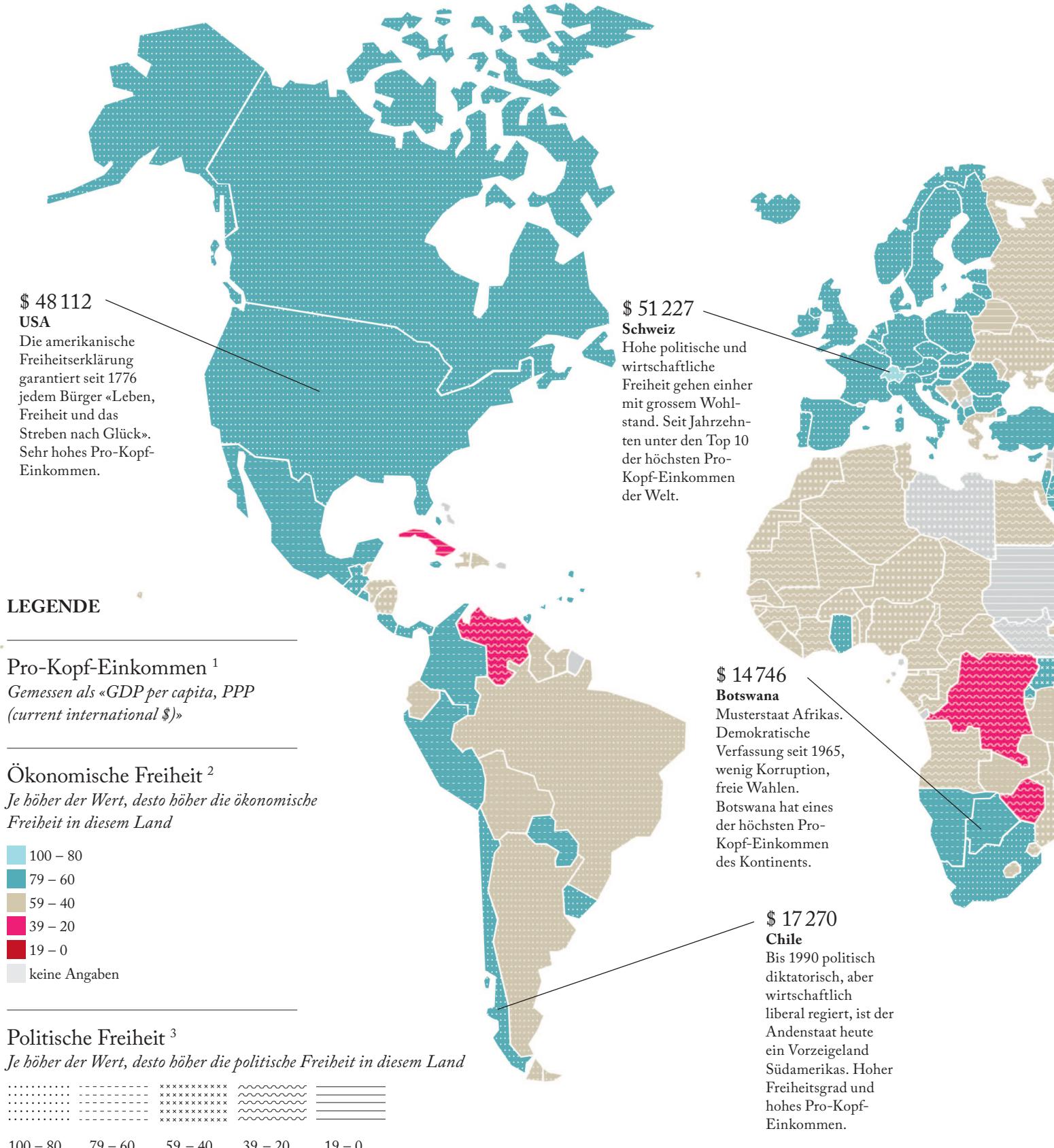
Wir müssen tun, was wir nicht lassen dürfen: Die Freiheit wieder verteidigen, und zwar geradezu «unbeugsam, dogmatisch und doktrinär», wie Hayek das forderte, «ohne Zugeständnisse an die Zweckmässigkeitserwägungen». Mit der Freiheit macht man keine Deals, für keine Sicherheit der Welt. Die Zivilgesellschaft braucht Freiheitskämpfer, die ein Gefühl für den Geruch und Geschmack, das Gewicht, das Geräusch und die Form der Freiheit haben. Streiten wir für die Freiheit – nicht nur, weil wir es nicht lassen können, sondern weil wir es wollen. □

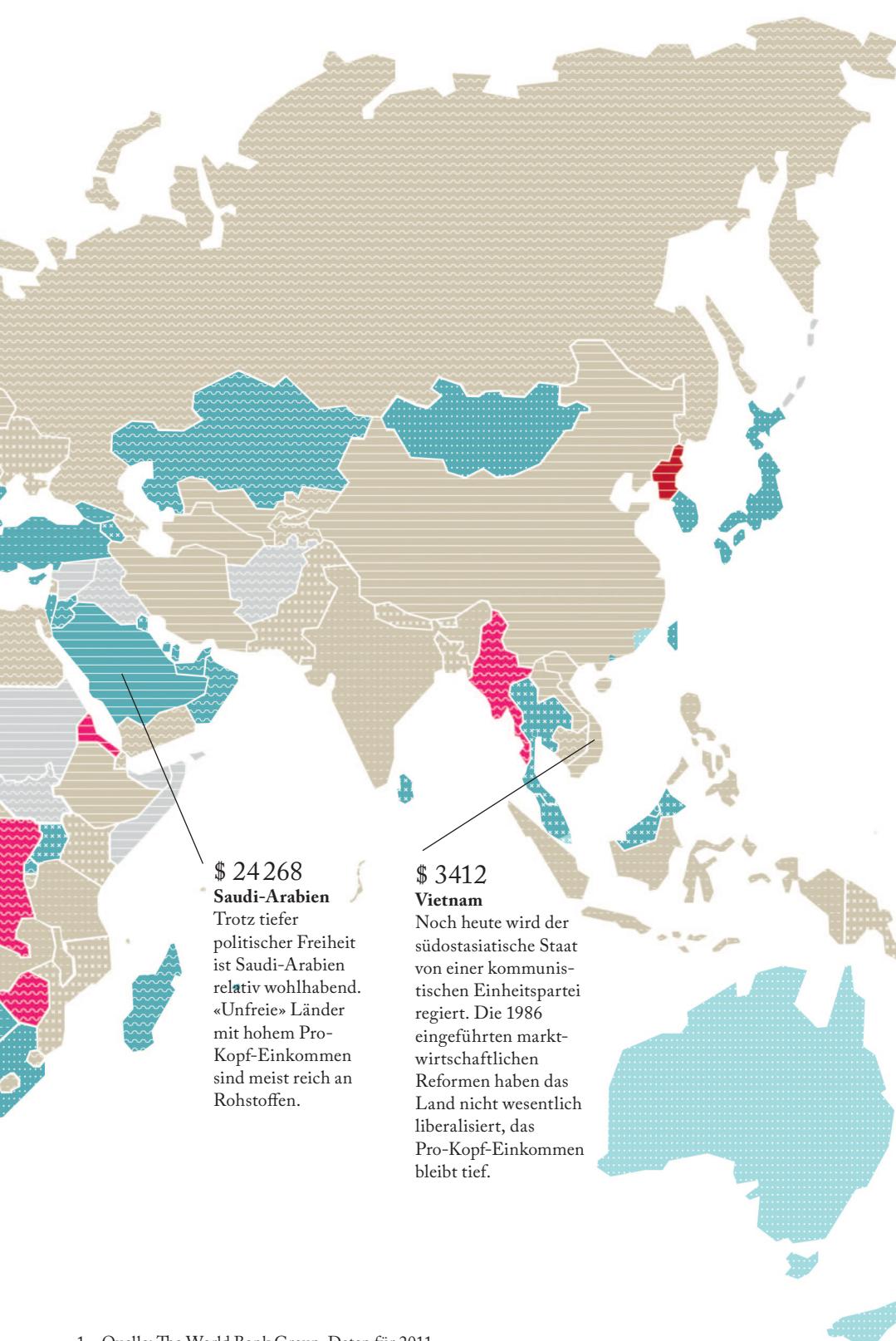
Wolf Lotter ist Mitbegründer und Autor des Wirtschaftsmagazins «brand eins». Im August 2013 erscheint sein neues Buch «Zivilkapitalismus. Wir können auch anders» im Pantheon Verlag.

Freiere Wirtschaft, weltweit

Weshalb die Globalisierung zum Wohlstand beiträgt. Und wem sie schaden kann.

Von Oliver Adler





- 1 Quelle: The World Bank Group, Daten für 2011
- 2 Quelle: Terry Miller, Kim R. Holmes, and Edwin J. Feulner, 2013 Index of Economic Freedom (Washington, D.C.: The Heritage Foundation and Dow Jones & Company, Inc, 2013)
- 3 Quelle: Freedom in the World 2013, Freedomhouse

Die Globalisierung hat vor allem seit den 90er Jahren enorme Ausmasse angenommen. Sie hat das weltwirtschaftliche Wachstum beschleunigt und die Lebensverhältnisse in den meisten Industrie- und Entwicklungsländern verbessert. Sie hat Arbeitsplätze geschaffen und Konsummöglichkeiten erweitert. Doch möglicherweise hat sie die Einkommensverteilung und auch die Umwelt verschlechtert. Inwieweit die Globalisierung zu mehr politischer Freiheit beiträgt, wird sich noch weisen müssen.

Globalisierung, die immer enge internationale Vernetzung von Volkswirtschaften, verläuft entlang verschiedener Stränge: Der Handel von Rohstoffen, Industriegütern und Dienstleistungen wächst; die internationalen Direktinvestitionen nehmen zu; Wissen und Kultur verbreiten sich weltweit, und die Mobilität der Menschen nimmt zu. Zwischen diesen Linien bestehen enge Querverbindungen: So gehen der internationale Handel und auch die internationale Investitionstätigkeit typischerweise mit der verstärkten Verbreitung von Know-how einher.

Fortschritte und Rückschläge

Wie die Ökonomen Ronald Findlay und Kevin O'Rourke in ihrer faszinierenden Weltgeschichte der Globalisierung darlegen (*Power and Plenty*, Princeton University Press, 2007), ist das Phänomen kein neues. Es lassen sich übers vergangene Jahrtausend mehrere Regionen- oder Kontinent-überschreitende Schübe ausmachen, die allerdings immer wieder auch Phasen von «De-Globalisierung» Platz machten. So entwickelte sich zum Höhepunkt der Mongolenherrschaft zwischen etwa 1250 und 1350 ein Handelsnetzwerk, das aus damaliger Sicht fast «weltumspannend» war. Der Aufstieg und Reichtum der Handelsstädte Venedig und Genua war unter anderem eine Folge dieses Globalisierungsschubs, der durch den Ausbruch der Pest – ihrerseits verursacht durch den internationalen Austausch von Bakterien und Viren – unterbrochen wurde.

Eine besonders intensive Globalisierungsperiode begann im Zuge der Industrialisierung Englands und Teilen >

Kontinentaleuropas, auch der Schweiz, und des rapiden Wachstums der amerikanischen und russischen Landwirtschaft ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwischen dem Ende der napoleonischen Kriege und dem Ersten Weltkrieg wuchs der Welthandel jährlich um etwa 3,5%, während die Wachstumsrate zwischen 1500 und 1800 nur 1% betragen hatte. In der intensivsten Phase zwischen etwa 1875 und 1913 verdreifachten sich die globalen Handelsvolumina von Rohstoffen und Industriegütern. Mit dem Ersten Weltkrieg und den nachfolgenden politischen Erschütterungen machte die Globalisierung einer erneuten und langanhaltenden Phase von Entglobalisierung Platz, in der die Wirtschaftsleistung nicht zuletzt als Folge von zunehmendem Protektionismus stark einbrach.

Freie Entfaltung nicht überall

Die Re-Globalisierung der Nachkriegszeit verlief zuerst zaghaft und stark unterschiedlich. Zur zögerlichen Entwicklung trugen der Kalte Krieg bei, die weitgehende Abschottung der Ostblockländer und Chinas vom Welthandel, der Rückzug der Kolonialmächte aus ihren Besitztümern und die Machtübernahme durch sozialis-



Zu den Verlierern gehören Industriezentren wie die US-Autostadt Detroit, die zu wenig konkurrenzfähig sind.

an, in Westeuropa von etwa 9,5% im Jahr 1950 auf etwa 30% Ende des Jahrhunderts.

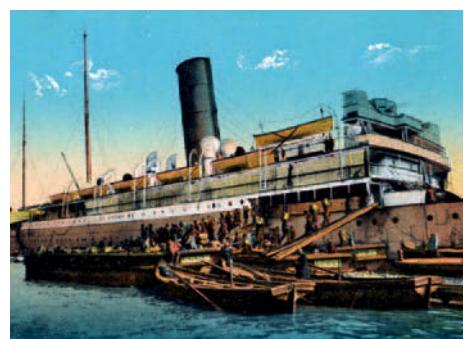
Die Re-Integration der Schwellenländer erfolgte erst ab etwa 1980 in grössem Ausmass, blieb aber vorerst auf die asiatischen Tigerstaaten beschränkt. Neu war, dass diese Schwellenländer im Unterschied zur Phase vor dem Ersten Weltkrieg nun nicht mehr primär als Lieferanten von Rohstoffen, sondern von Industriegütern auftraten. Die Globalisierung erreichte schliesslich mit der Öffnung des bevölkerungsstärksten Landes der Welt, China, und dessen Eintritt in die Welthandelsorganisation WTO im Jahr 2001 einen Höhepunkt. Sein Aufstieg beschleunigte auch die verstärkte Integration rohstoffexportierender Länder in Lateinamerika und Afrika in den Welthandel.

Inzwischen hat die Globalisierung enorme Dimensionen erreicht: Der Anteil des Handels von Gütern am Welt-Bruttoinlandsprodukt (Exporte und Importe summiert) stieg von etwa 18% im Jahr 1960 auf etwa 30% im Jahr 1990. Im Jahr 2007 erreichte er seinen bisherigen Höhepunkt von etwa 53% des Welt-BIP! Internationale Direktinvestitionen nahmen von etwa USD 50 Mrd. im Jahr 1980 auf etwa USD 200 Mrd. im Jahr 1990 zu, um sich bis zum Höhepunkt im Jahr 2007 auf USD 2000 Mrd. zu verzehnfachen.

Was führt zu Globalisierung und fördert sie? Die simple Antwort lautet: das Streben nach Gewinn. Individuen oder Unternehmen nützen ausserhalb

ihrer Landes- oder Kontinentalgrenzen Chancen, Güter oder Dienstleistungen vorteilhafter einzukaufen, abzusetzen oder zu produzieren. Dies alleine genügt jedoch nicht, um die Verflechtung der Weltwirtschaft voranzubringen. Einer der wichtigsten Treiber der jüngeren Globalisierungsschübe waren Fortschritte im Transportwesen. Die Entwicklung der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen führte ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu drastisch tieferen Kosten im inter- und intrakontinentalen Transport von Gütern und damit zur Ausdehnung des Handels.

Zweiter Treiber der Globalisierungsschübe war der Abbau von Zöllen und anderen Beschränkungen. Die Abschaffung



Neuerungen im Transport waren im 19. Jahrhundert einer der wichtigsten Treiber der Globalisierung.



Chinas Beitritt 2001 zur Welthandelsorganisation markierte einen Höhepunkt der Globalisierung.

tische, nationalistische und protektionistisch orientierte Regierungen. Der Re-Globalisierungsschub erfassete in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit nur gerade die heutigen OECD-Länder. Der Anteil der Exporte am Bruttoinlandsprodukt (BIP) stieg in diesen Ländern schnell

der Getreideeinfuhrbeschränkungen in Grossbritannien zwischen 1846 und 1949 führte zu einem massiven Anstieg der Getreideimporte aus Amerika und Russland und zu einem Zufluss von Arbeitskräften und Kapital von der inländischen Landwirtschaft in die Industrie; sie konnte dadurch an Wettbewerbsfähigkeit gewinnen und ihre Exporte steigern. Der Abbau von Zöllen im Rahmen der GATT-Runden ab 1947 förderte den Handel unter den heutigen OECD-Mitgliedern.

Steht ein nächster Schritt bevor?

Sollten Bemühungen um die Schaffung der Trans Pacific Partnership (TPP) sowie die angekündigten Verhandlungen um ein Freihandelsabkommen zwischen den USA und der EU erfolgreich verlaufen, würde ein weiterer Globalisierungsschritt getan. Allerdings ist der Beitrag solcher regionaler oder «präferentieller» Handelsabkommen zum globalen Handel eher geringer als ein weltweiter Abbau von Schranken. Da Zölle global bereits ein

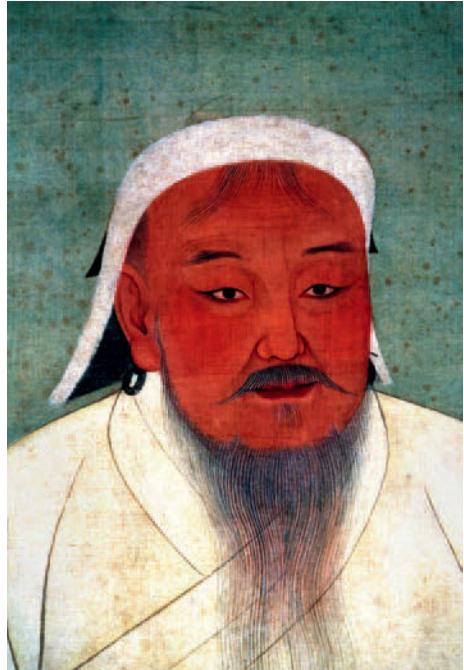
und selbst Parma-Schinken werden heute nicht mehr an einem Ort hergestellt, sondern in komplexen Länder- und Kontinent-übergreifenden Produktionsketten. Dieser Treiber könnte etwas an Gewicht verlieren, wenn neue Technologien wie 3D-Druck – oder stärkere Kostenwahrheit im Transportwesen – die Konzentration vieler Produktionsschritte an einem einzigen Standort wieder attraktiver machen.

Vierter, aber temporärer Treiber sind zyklische Schwankungen der grenzübergreifenden Kreditvergabe, die zu verstärktem Handel führen. Der Kreditboom in der Vorphase der Finanzkrise hat die Nachfrage nach ausländischen Gütern vor allem in den USA und Südeuropa übermäßig angeheizt und dadurch die Stärke des jüngsten Globalisierungsschubs intensiviert. Die Stabilisierung des Finanzsystems und die Verhinderung von exzessiven Kreditschwankungen etwa durch eine verstärkte Kapitalisierung von Finanzinstituten würden somit zur Nachhaltigkeit der Globalisierung beitragen.

Der wohl wichtigste Treiber der Globalisierung ist jedoch politischer Natur. Plakativ ausgedrückt: Eine internationale Ausdehnung ihrer Wirtschaftstätigkeit wagen Unternehmen und Individuen nur, wenn sie sich des Weltfriedens relativ sicher sind. Vergangene Globalisierungsschübe kamen in Phasen zustande, in denen ein «Hegemon» die Weltordnung garantierte, sei es Dschingis Khan in der Pax Mongolica, Grossbritannien in der Pax Britannica oder die Vereinigten Staaten während der Pax Americana. Inwieweit die heutige intensive Globalisierung der Weltwirtschaft Bestand hat oder sich weiterentwickelt, hängt deshalb zentral davon ab, ob die führenden Mächte auf die offene Austragung von Interessenskonflikten verzichten und stattdessen mit bilateralen oder multilateralen Kompromissen und Abmachungen für Stabilität sorgen.

Die Wirtschaft wächst und wächst

Die beschriebenen Globalisierungsschübe waren auch immer Phasen von überdurchschnittlich hohem Wirtschaftswachstum. Nebst hohen Investitionen und rapiden technologischen Fortschritten war das starke Wachstum der USA und Westeuropas

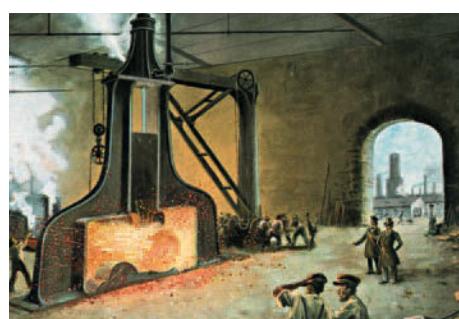


Dschingis Khan baute einst ein Handelsnetz auf, das fast weltumspannend war.

in den ersten Dekaden der Nachkriegszeit ohne Zweifel auch auf gegenseitige Liberalisierungsschritte und engere Handelsbeziehungen zurückzuführen. Die Integration Chinas in die globale Wirtschaft hat auch einen lokalen und globalen Wachstumsschub ausgelöst: Dass sich für schätzungsweise fast eine Milliarde Menschen, die in Entwicklungsländern in äusserster Armut lebten, zwischen 1990 und 2010 die Lebensverhältnisse markant verbessert haben, ist auch Folge der Chancen, die ihnen eine globalisierte Wirtschaft geboten hat.

Wer darunter leidet

Doch die Globalisierung schafft nicht nur Gewinner, sondern auch Verlierer. Schon im 19. Jahrhundert führte die stärkere Integration zu grösseren Scherensbewegungen bei den Einkommen: Während Landbesitzer in den USA und Argentinien, die Agrargüter exportierten, von der Globalisierung profitierten, kamen die Löhne hier eher unter Druck; in Industriegüter exportierenden Ländern wie Grossbritannien oder Japan stiegen sie eher an. Hingegen sanken die Einkommen von Bauern in Ländern wie Frankreich und Deutsch-



Die Industrialisierung Englands leitete eine besonders intensive Phase des Fortschritts ein.

recht tiefes Niveau erreicht haben – sie fielen zwischen 1988 und 2011 von etwa 14% auf etwa 6% –, würde der Abbau nichttarifärer Handelshemmnisse oder die Harmonisierung von Standards und Regulierungen mehr zu weiteren Globalisierungsgewinnen beitragen.

Der dritte Treiber der globalen Wirtschaftsintegration ist die immer weiter verfeinerte Arbeitsteilung in Industrie- und Dienstleistungssektoren: Autos, Flugzeuge, iPads, Bankdienstleistungen

land mit weniger fruchtbarem Land. In der modernen Globalisierungsphase, in der Kapital enorm mobil ist und sich tendenziell die günstigsten Produktionsstandorte aussuchen kann, haben Löhne in den früheren Hochlohnländern wie den USA stagniert, vor allem bei weniger gut ausgebildeten Arbeitern; nur die Gehälter für Hochausgebildete und die Renditen auf Kapital sind angestiegen. Die massive Verlagerung vorab von energieintensiver Industrieproduktion in die Schwellenländer hat die Umwelt dort verschlechtert und sie in unseren Breitengraden entlastet.

Was ist zu tun?

Eine wichtige Debatte wird auch über die Wirkung der Globalisierung auf rohstoff-exportierende Länder geführt. Daten aus dem späten 19. Jahrhundert zeigen, dass die Pro-Kopf-Einkommen in den afrikanischen und asiatischen Ländern (Ausnahme: Japan), die Rohstoffe exportierten, stagnierten. Auch in langen Phasen des 20. Jahrhunderts stiegen die Löhne in vielen Entwicklungsländern kaum an. Allerdings war dafür wohl weniger die Globalisierung verantwortlich als der staatliche Schutz des Agrarsektors in den reichen Ländern.

Dass es im Globalisierungsprozess auch Verlierer und negative Nebenwirkungen gibt, ist kaum zu verneinen. Allerdings dürften einige dieser Effekte auch ohne Globalisierung auftreten. So führten der technische Fortschritt und das Produktivitätswachstum zum Verlust von Arbeitsplätzen, die ganz einfach nicht mehr gebraucht werden. In jedem Fall stellt sich die Frage nach den sinnvollsten wirtschaftspolitischen Reaktionen. Die erste Antwort lautet, dass die Förderung von Investitionen in zukunftsträchtige Bereiche wesentlich sinnvoller ist als die kostspielige Verteidigung nicht überlebensfähiger Industrien. Die zweite lautet, dass Lenkungsabgaben, z.B. im Umweltbereich, in einer globalisierten Wirtschaft noch wichtiger sind. Die dritte und generellste lautet, dass man besser die individuellen Verlierer der Globalisierung unterstützt, als der Mehrheit deren Vorteile zu entziehen. □

Oliver Adler ist Leiter Economic Research bei der Credit Suisse.

Süsses Gift Protektionismus Gerät die Wirtschaft ins Stocken, ist die Versuchung gross, den Heimmarkt zu schützen.

In Krisenzeiten steht die Politik verstärkt unter Druck, dafür zu sorgen, dass Kapital und Arbeitsplätze im Land bleiben. Da liegt der Griff zu protektionistischen Massnahmen nahe. Das Beispiel der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre zeigt jedoch, dass solche Interventionen gravierende Folgen haben können. Als Reaktion auf die Depression versuchten immer mehr Länder, die gesamtwirtschaftliche Nachfrage auf das eigene Land zu beschränken und Importe fernzuhalten. Wohl bekanntestes Beispiel war der Smoot-Hawley-Tariff-Act, der in den USA die Importzölle bei über 20 000 Produkten auf ein Rekordniveau anhob.

Weitere Länder revanchierten sich mit eigenen Handelsbeschränkungen. Die Welle von neuen Zöllen und nicht tarifären Handelsbarrieren führte zu einem massiven Handels einbruch von rund 30%, von dem sich der Welthandel auch ein Jahrzehnt später noch nicht erholt hatte.

Die Zahlen sagen etwas anderes

Als eine der Lehren der Weltwirtschaftskrise wurde 1947 das Allgemeine Zoll- und Handelsabkommen (GATT) abgeschlossen mit dem Ziel, Zölle und andere Hemmnisse im internationalen Handel abzubauen. In den Folgejahrzehnten wurden die Zölle weitgehend gesenkt. Das GATT legte auch den Grundstein zur Gründung der Welthandelsorganisation (WTO) im Jahr 1995, in die es heute noch eingegliedert ist.

Seit Beginn der Weltwirtschaftskrise im Jahr 2008 betonen Vertreter der internationalen Politik immer wieder, sie wollten am Freihandel festhalten. Trotzdem ist auch in dieser Krise weltweit ein Anstieg an protektionistischen Interventionen festzustellen: Über 2000 solcher Massnahmen zählte die unabhängige

Global-Trade-Alert-Monitoring-Gruppe seit Krisenbeginn bis heute – Tendenz steigend. Über 60% davon gehen trotz aller Freihandelsversprechen auf das Konto der G20-Länder.

Noch kein grosser Schaden

Anders als in den 1930er Jahren standen diesmal zu Krisenbeginn Massnahmen im Vordergrund, die grossenteils nicht unter das WTO-Regelwerk fallen. Dazu zählen Industriesubventionen, «Buy National»-Bestimmungen für Konjunkturprogramme und Ausschreibungen, Einwanderungsrestriktionen oder nicht tarifäre Handelshemmnisse wie zusätzliche bürokratische Vorgaben oder Produkterichtlinien.

Zunehmend wird auch zu traditionellen Schutzinstrumenten wie Zollerhöhungen und Antidumpingmassnahmen gegriffen. Die WTO schätzt, dass 3,5% des globalen Güterhandels – dies entspricht etwa dem jährlichen Handelsvolumen Afrikas – von neuen Handelsrestriktionen betroffen sind. Das Güterhandelsvolumen hat das Vorkrisenniveau nach dem Einbruch 2009 allerdings bereits im Jahr 2011 wieder erreicht. Mit 2% im Jahr 2012 bzw. erwarteten 3,3% im Jahr 2013 liegen die jährlichen Wachstumsraten des Welthandels dagegen zurzeit deutlich unter dem langjährigen Durchschnitt von 5,4%.

Dennoch liegt der Schaden, den der Protektionismus bislang angerichtet hat, noch weit entfernt von den Grössenordnungen der 1930er Jahre. Nicht zuletzt das umfassende Regelwerk der WTO dürfte dazu beigetragen haben, dass die Politik diesem süßen Gift bislang grösstenteils widerstehen konnte.

Bettina Rutschi Ostermann arbeitet beim Swiss Macroeconomic Research der Credit Suisse.

Service Plus - das Servicepaket für Ihre Liegenschaft

Weitere Infos unter upc-cablecom.ch/serviceplus



Mehrwert für Ihre Liegenschaft: der HD-Kabelanschluss mit noch mehr Leistung

Entscheiden Sie sich noch heute für das Netz der Zukunft. Mit der leistungsstarken, bewährten Infrastruktur von upc cablecom erfüllt Ihre Liegenschaft garantiert auch morgen höchste Ansprüche an Fernsehen und Telekommunikation.

Alle Vorteile des HD-Kabelanschlusses:

- Analoges und neu digitales Fernsehen direkt aus der Kabeldose – ohne Set Top Box
- Viele Sender in garantierter HD-Qualität
- Empfang der Sender in jedem Raum mit Kabeldose möglich
- Neu mit 2'000 Kbit/s kostenlos im Internet surfen
- Gleichzeitige Nutzung unserer Produkte ohne Qualitätseinbussen

Für schnelleres Surfen mit bis zu 150'000 Kbit/s, noch mehr digitaler TV-Unterhaltung und attraktiven Telefonie-Angeboten ist der HD-Kabelanschluss der perfekte Zugang.



Weitere Infos unter **0800 66 88 66**
oder upc-cablecom.ch/kabelanschluss

Mehr Leistung, mehr Freude.

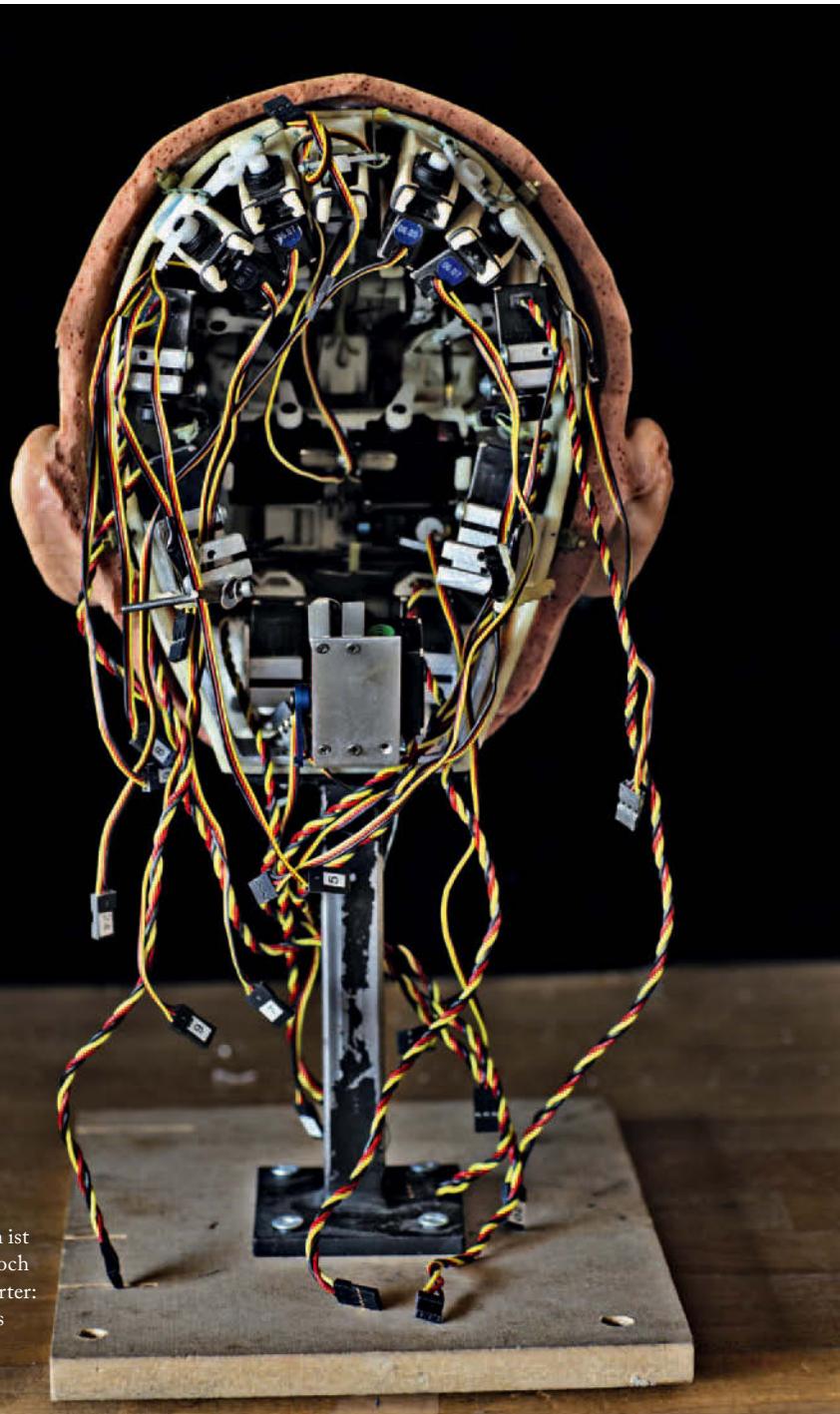


upc cablecom

Mein Wille geschehe

Ob Sie diesen Text lesen oder nicht – ist das wirklich Ihr freier Entscheid? Philosophen und Hirnforscher sind sich nicht einig.

Von Stefanie Schramm



Der Auftrag für die Testpersonen war einfach: Sie mussten sich blos entscheiden, ob sie den linken oder den rechten Knopf drücken wollten. Die Aufgabe des Versuchsleiters war komplizierter: Er wollte herausfinden, wann sich im Hirn die Entscheidung ankündigte – und vor allem, wann diese den Versuchspersonen bewusst wurde. Mit dem Hirnscanner, einer speziellen Software und trickreicher Zeitmessung gelang es ihm. Das Ergebnis war eine Sensation: Zehn Sekunden, bevor die Probanden das Gefühl hatten, sich bewusst zu entscheiden, hatte das Hirn schon alles für den Knopfdruck in die Wege geleitet.

Das Experiment, das John-Dylan Haynes 2007 im Berliner Bernstein Center for Computational Neuroscience durchführte, befeuerte eine Debatte, die seit Jahren zwischen Hirnforschern und Philosophen schwelt: Hat der Mensch einen freien Willen oder nicht? Denn wenn unser Hirn eine Entscheidung trifft, bevor sie uns zu Bewusstsein kommt, wo bleibt dann die Willensfreiheit? Sind wir dann nicht blos Ausführungsorgane der Neuronen-Masse in unserem Schädel?

Wir können nicht anders

Philosophen, die an den freien Willen glauben, ereifern sich besonders über die Aussagen von Wolf Singer und Gerhard Roth. Die beiden Hirnforscher sind die vehementesten Vertreter des Neuro-Determinismus. Demnach sind alle unsere Entscheidungen vorbestimmt durch die Art, wie unsere Hirne verdrahtet sind – und der freie Wille ist eine Illusion. Das hätte nicht nur Folgen für unser Menschenbild, sondern auch Konsequenzen zum Beispiel in der Strafjustiz: Wie soll man jemanden

verurteilen, wenn er gar nicht anders konnte, als ein Verbrechen zu begehen, weil sein Hirn eben so tickt, wie es tickt?

Die Skepsis gegenüber dem freien Willen ist vielleicht so alt wie die Idee selbst. Schon in der Antike fragten sich die Atomisten: Wenn doch ständig Ursache auf Ursache folgt, wie sie annahmen, wo sollte eine Lücke sein für den freien Willen? Und im 19. Jahrhundert setzte der Mathematiker Pierre Simon de Laplace den nach ihm benannten Dämon in die Welt: Würde man alle Naturgesetze und die Lage aller Teilchen im Kosmos zu einem bestimmten Zeitpunkt kennen und hätte man genug Rechenkapazität zur Verfügung, dann könnte man bis in alle Ewigkeit voraussagen, was geschehen wird.

Kirsche versus Erdbeere

Die Hirnforscher warten mit einer weiteren Desillusionierung auf: Nur ein kleiner Teil dessen, was in unserem Gehirn passiert, wird uns überhaupt bewusst. Warum man so oder anders entscheidet und zum Beispiel in einem bestimmten Moment mehr Lust auf Kirschen- als auf Erdbeer-konfitüre hat, das ist vor allem das Ergebnis unbewusster Prozesse. Und genau diese Tatsache wird uns meist nicht bewusst. Der Mensch ist nämlich brillant darin, im Nachhinein rationale Gründe für unbewusste Entscheidungen zu finden.

Das zeigt ein Experiment mit Patienten, bei denen die Verbindung zwischen den beiden Hirnhälften gekappt wurde: Man gibt jener, die nicht für die Sprache zuständig ist, einen nichtsprachlichen Befehl, ohne dass die andere etwas davon mitbekommt, zum Beispiel: «Gehen Sie zum Ende des Flures.» Dieser Befehl bleibt unbewusst, weil er nicht in Worte gefasst ist – aber die Versuchsperson führt ihn anstandslos aus. Fragt man sie später, warum sie dies getan hat, gibt sie eine vernünftige Begründung, etwa: «Ich hatte Durst und wollte mir eine Cola holen.» Mit der eigentlichen, unbewussten Ursache hat das aber ganz offensichtlich nichts zu tun.

Auf die Studie von John-Dylan Haynes angewandt bedeutet das: Eine Abfolge unbewusster Prozesse bereitet die Entscheidung vor, lange bevor diese ins Be-

wusstsein dringt. Das bedeutet aber nicht, meint Haynes, dass wir von unserem Hirn ferngesteuert würden: «Mein Gehirn, das bin ja ich.» Der Hirnforscher macht wie viele seiner Kollegen keinen Unterschied zwischen dem Ich und dem Hirn. Und dazu gehöre das Unbewusste genauso wie das Bewusste. Nur weil etwas unbewusst geschehe, sei dies nicht zufällig oder unbedingt. Im Gegenteil: Unsere Gene, welche die Geschichte der Menschheit in sich

te Willensimpuls sei eine Art Ratifizieren der Entscheidung, die das Gehirn getroffen habe: «Wir tun nicht, was wir wollen, sondern wir wollen, was wir tun.»

Was zum Selbstbild passt

Doch würden wir den völlig freien Willen überhaupt wollen? Und was wäre das eigentlich? Der Philosoph Michael Pauen vergleicht es mit einem Parlament, das in derselben Situation einmal so, einmal so

Wenn alles vorbestimmt wäre, weil das Hirn eben so tickt, wie es tickt, dann hätte dies auch Folgen für die Strafjustiz.

tragen, und unsere Prägung aus Kindheitstagen – die beiden mächtigsten Einflussfaktoren – sind meist gerade im Verborgenen am Werk. Hinzu kommen all die Erfahrungen, die wir täglich machen, die Kultur, die Medien, die Mitmenschen. Alles zusammen führt dazu, dass wir so handeln, wie wir handeln. So sieht es Haynes. Demnach sind wir in unseren Entscheidungen festgelegt durch unsere Erfahrungen und die unserer Vorfahren. Kein freier Wille also.

«Wir wollen, was wir tun»

Eine Lücke für die Willensfreiheit hat ausgerechnet der Hirnforscher ausgemacht, der die Debatte vor 30 Jahren angezettelt hat: Benjamin Libet. Er hatte damals das berühmte Experiment durchgeführt, das Haynes nun mit neuesten Methoden verfeinert hat. Schon Libet hatte einen Abstand zwischen erster Hirnaktivität und bewusster Entscheidung gemessen, wenn auch einen viel kleineren: 0,3 Sekunden. Von der bewussten Entscheidung bis zur Ausführung dauerte es noch einmal 0,2 Sekunden.

Und genau hier sah der inzwischen verstorbene Hirnforscher den Moment für den freien Willen: In diesem Zeitfenster könne der Mensch sich noch umentscheiden und das Bewusstsein sein Veto einlegen. Der Hirnforscher Wolfgang Prinz formuliert das heute ähnlich. Der bewusst-

entscheidet, also willkürlich. Auf uns persönlich bezogen hiesse das, ein unbedingter freier Wille wäre nicht von unseren Erfahrungen beeinflusst. Jede Entscheidung wäre am Ende zufällig. Der Philosoph Peter Bieri (besser bekannt unter dem Pseudonym Pascal Mercier als Autor des Romans «Nachzug nach Lissabon») meint, dies wäre dem Überleben wenig dienlich – und überdies das Letzte, was wir uns wünschen würden. Für ihn ist der freie Wille der «verstandene Wille», der zu unserem Selbstbild passt, zu unseren Erfahrungen und Wünschen.

Sind wir also nun frei oder nicht? Am Ende ist es auch ein Streit um Worte. «Frei» bedeutet für die meisten Philosophen «unbedingt». In diesem Sinne sind wir nicht frei, sagt das Gros der Hirnforscher, weil unser Handeln von unseren Erfahrungen bedingt ist und von unseren Wünschen. Unser Alltagsverständ jedoch hält genau das für Freiheit. Der Mensch ist weit freier als alle anderen Lebewesen – und kein Automat, bei dem man für eine bestimmte Reaktion nur einen Knopf drücken muss. □

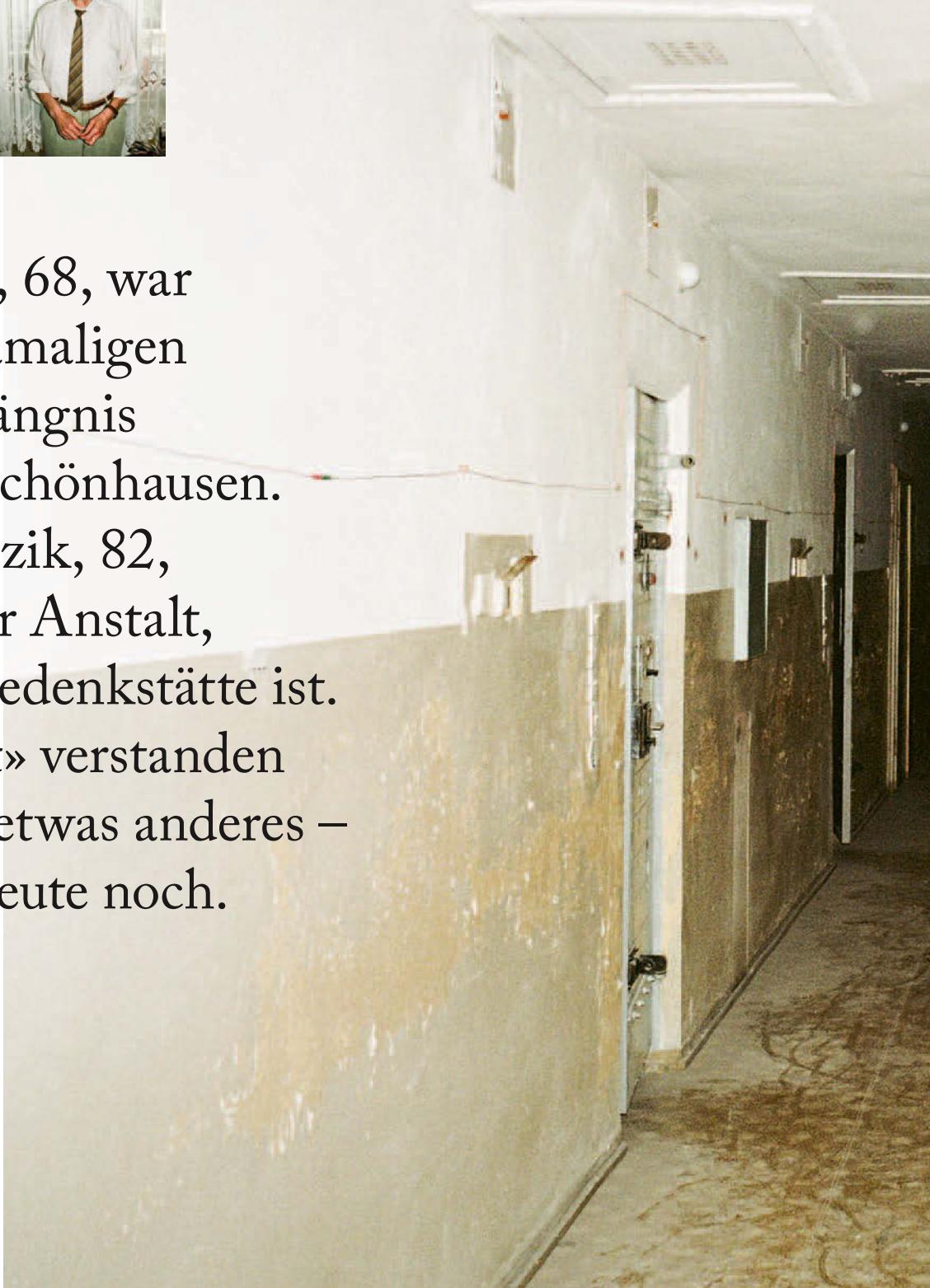
Stefanie Schramm ist Wissenschaftsjournalistin in Hamburg. Sie arbeitet u.a. für «Die Zeit», «mare» und den Deutschlandfunk.

Freiheit, die er meint. Oder er .



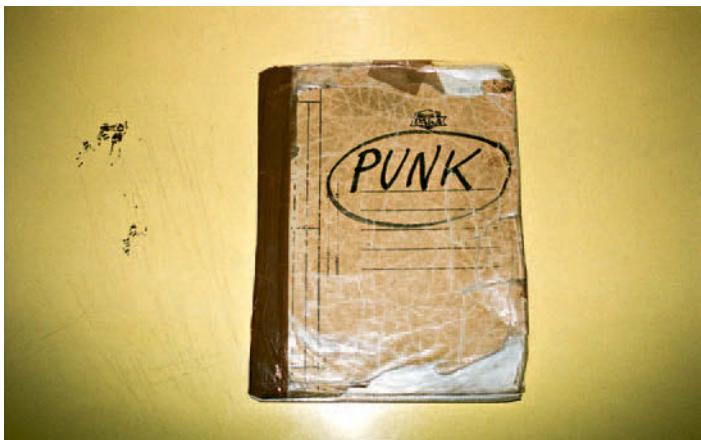
Gilbert Furian, 68, war Häftling im damaligen DDR-Stasigefängnis Berlin-Hohenschönhausen. Siegfried Rataizik, 82, war Chef dieser Anstalt, die nun eine Gedenkstätte ist. Unter «Freiheit» verstanden beide Männer etwas anderes – so ist es auch heute noch.

Von Judka Strittmatter (Text)
und Lukas Gansterer (Fotos)





Der Gang vor der
Zelle 314, in der
Gilbert Furian
eingesperrt war.



Verhängnisvolle Seiten:
Dieses Buch brachte Gilbert Furian ins Gefängnis.

«Ich hatte noch Glück hier»

— Gilbert Furian

Wenn Gilbert Furian Schulklassen durch die Stasi-gedenkstätte Hohen-schönhausen führt, fällt es schwer zu glauben, dass er vor fast dreissig Jahren, als dies noch ein Gefängnis war, hier eingesessen hat. Er redet poin-tiert, klingt eher sarkastisch als anklagend, nie schielte er nach Mitleid. Egal, wie hart die Fakten sind. Gefühle könne man nicht vermitteln, sagt er, nur Informationen, die Gefühle auslösen. Er will seriöse Bildungsarbeit machen, «nicht die Sucht der Leute nach Folterecken befriedigen».

Zu zwei Jahren und zwei Monaten Gefängnis wurde Furian im Oktober 1986 verurteilt, sieben Monate sass er davon in der Untersuchungshaft in Hohen-schönhausen ab. Sein Delikt: Er hatte in seiner Freizeit Punks interviewt und ein Buch daraus gemacht. Weil sie in der DDR Farbtupfer waren, er ihre Lebensweise gut fand, unangepasst, rebellisch. Auch andere sollten davon erfahren. Er kopierte die Seiten heimlich in seinem damaligen Betrieb, dem VEB Wärmeanlagenbau Mitte. Und gab sie auch seiner Mutter mit, die in den Westen reisen durfte. Der Zoll fand die Unterlagen bei ihr und verhaftete ein paar Wochen später ihren Sohn vom Arbeitsplatz weg. «Ungesetzliche Verbindungs-aufnahme» hieß die Anklage gegen ihn.

Wenn man Gilbert Furian durch Gummi- und Einzelzellen und durch Ver-hörräume folgt, dann hat er ein Utensil im-mmer dabei: einen braunen, speckigen Lederbeutel. In ihm bewahrt er Unterlagen zum Herumreichen auf, mit ihm ging er

damals, am Tag seiner Verhaftung, zu Hause aus der Tür. Für ihn ist der Beutel das Wahrzeichen einer Zeit, «mit der ich meinen Frieden gemacht habe».

Er habe die Stasileute nicht an sein Inneres herangelassen, sagt er, deshalb sei er «ohne Knacks wieder rausgekommen». Er sagt aber auch Dinge wie: «Ich hatte noch Glück hier.» Wie er das meint? Nun, er sei zu einer Zeit ins Gefängnis gekom-men, in der man nicht mehr auf physische Folter wie Schläge oder Schlafentzug setzte, sondern mehr auf Psychologie. Und fal-sche Freundlichkeit. Manchmal sogar gu-tes Essen. Und Vernehmer, die einem nett kamen. So wie seiner. «Der war immer korrekt, fast freundlich, er erzählte mir, dass seine Söhne studieren wollen und dass auf seinem Balkon eine Meise nistet.»

Lieber verstehen und verzeihen

Freiheit bedeutet für Furian heute, sich die Freiheit des Verzeihens zu nehmen. Seinem Vernehmer begegnete er nach der Wende auf einer Rolltreppe in einem Kaufhaus. Der tat so, als seien sie gute Bekannte. Der Ex-Major bereute und liess sich von Gilbert Furian interviewen, lud ihn sogar in sein Wochenendhaus ein.

«Was nun den Umgang mit den ehemaligen Verfolgern angeht, dürfte es we-nig hilfreich sein, nach Bestrafung zu ru-fen», schreibt er im Vorwort seines Buches «Mehl aus Mielkes Mühlen – Politische Häftlinge und ihre Verfolger». Für ihn sei es «sinnvoller, herauszubekommen, was sie für Menschen waren und wie sie es ge-schafft haben, sich nach getaner Arbeit vor

dem Spiegel ins Gesicht zu sehen, ohne schamrot zu werden. Und das heisst, wir müssen ihnen erst einmal zuhören.»

Er hat das getan, bis sein Vernehmer letztes Jahr gestorben ist. Über Jahre hatten sie Briefkontakt, meist zu den Feierta-gen. Furian wollte sogar zur Beerdigung, «seinen letzten Respekt erweisen», doch die Familie des Toten wollte das nicht. Dass er heute Führungen durch die Gedenkstätte machen kann, empfindet er als «späten Sieg über die Staatssicherheit». Zudem kann er das Geld gut gebrauchen, er ist seit 1991 Hausmann, seine Söhne studieren in Berlin, er lebt mit seiner zweiten Frau, einer Pastorin, in Brandenburg.

Der Preis der Demokratie

Freiheit in der DDR, das konnte für Gil-bert Furian nur die Freiheit der «Nischen» sein. Eine spezielle Kirchenmusik oder ungarische und polnische Filme in einem kleinen Programmkinos in Leipzig. Die Öffnung der Mauer, sagt er, brachte ihm nicht das entscheidende Freiheitserlebnis. Eher das Gefühl danach an den Runden Tischen, an denen noch über ein unab-hängiges ostdeutsches Gemeinwesen nachgedacht wurde. Das hätte er gern gehabt. Doch sein Gefühl bei der Wiedervereini-gung war: Was jetzt kommt, läuft nicht gleichberechtigt ab. Trotzdem ist das Wichtigste bis heute für ihn, dass er sich «angstfrei politisch äussern kann». Dafür nehme er auch «gewisse Kollateralschäden einer kapitalistisch organisierten Wirt-schaft in Kauf». Dass es oft wirkungslos bleibt, wenn man seine Meinung sagt, war zunächst eine neue Erfahrung für ihn. Aber das sei der Preis der Demokratie, sie habe nun mal viele Wahrheiten.

Über die Freiheit des Reisens, die immer gern auftaucht, wenn es um die DDR-Bürger und ihre Sehnsüchte damals ging, kann Furian zwar auch philosophie-ren; aber sie war nie sein Motiv, sich einen anderen Staat zu wünschen. Weder heute noch damals. Die Freiheit von Gilbert Fu-rian heute: avantgardistische Literatur le-sen und Musik hören. Natürlich auch die Wahl zwischen etlichen Wein-, Joghurt- und Käsesorten haben. Aber die Freiheit, die er meint, kommt im weitesten Sinne ohne Geld aus.

— Freiheit —



«Ich bin ohne Knacks wieder rausgekommen»: Gilbert Furian im Hof, wo er täglich 20 Minuten Freigang hatte.



Heute ein Museum:
eines der Verhörzimmer in
Hohenschönhausen.

«Wir haben nichts Böses getan»

— Siegfried Rataizik

Die Schöneicher Strasse in Berlin. Vor dem Namen auf dem Klingelschild steht ein Doktorstitel, auf den Besucher richtet sich eine Kamera. Im Telefonbuch ist Siegfried Rataizik nicht zu finden, aber wenn er zuhause und neugierig ist, wer bei ihm läutet, kann es sein, dass er öffnet und hereinbittet. Er ist gross, geht leicht gebückt, sein Hemd ist akkurat gebügelt. Als ginge er gleich zum Dienst um die Ecke.

«Um die Ecke», nur drei Gehminuten entfernt, befindet sich das ehemalige Stasigefängnis Hohenschönhausen, seine Arbeitsstätte fast 40 Jahre lang, 1951 bis 1990. Das Ministerium für Staatssicherheit, das MfS, das war sein Leben. Und der Sozialismus, für den er brannte, weil er sich nach der Nazizeit, in der seine Mutter im KZ umkam, Gerechtigkeit wünschte.

Alles «Quatsch», alles «Lüge»

In den Ohren seiner ehemaligen Gefangenen muss es zynisch klingen, wenn Siegfried Rataizik das Wort «Gerechtigkeit» bemüht – und das tut er oft. Dass er und seine Leute Andersdenkende in ihren Gefängnissen mit genau denselben Methoden bestraften, die sie bei den Nazis verabscheut hatten, das hält er für «Quatsch». «Wir haben nichts Böses getan», sagt er. Mit Reue muss man ihm nicht kommen. Reue hiesse ja, sein Leben zu leugnen. Siegfried Rataizik ist 82 Jahre alt.

An seinem Esstisch erzählt er, dass er auch später noch, als er schon nicht mehr Gefängnis-Chef war, «um die Ecke» spazieren ging, rund um das Haus, das immer

mehr nach Anstalt als nach Gefängnis aussah. Das im Dritten Reich eine Suppenküche und 1946 bei den Sowjets ein Speziallager war. Er hat am Gebäude gehangen. So sehr, dass er sich noch Jahre nach seiner Entlassung, als es Gedenkstätte wurde, dort unter die Führungen mischte, zusammen mit anderen Ex-MfS-Genossen. Lauthals bezichtigten sie die Referenten, die über die Gnadenlosigkeit in den Kellern der Haftanstalt zu DDR-Zeiten berichteten, der Verleumdung: Nie sei in Hohenschönhausen jemand gequält, nur die Gesetze der DDR seien befolgt worden. Das sieht er heute noch so. Alles andere – «eine Lüge!». Seit diesem Auftritt hat er Hausverbot in Hohenschönhausen.

Er sitzt in einer behindertengerechten Wohnung, seine Frau ist im Rollstuhl auf dem Balkon, sie hatte einen Schlaganfall. Ihr Mann spricht durch die Vorhänge mit ihr.

«Ich verstecke mich nicht, ich habe auch keine Angst», sagt Rataizik. Schon öfter habe er Schmähsschriften im Briefkasten gehabt, sagt er, er hat sie alle gesammelt. Auch hätten Ex-Häftlinge an seiner Tür gestanden, um ihn zur Rede zu stellen, auch die habe er reingelassen. Noch immer ist er auf Vorträgen unterwegs, auch im Westen. Er sieht es als seinen Auftrag, über «Das Gruselkabinett des Dr. Knabe(lari)» aufzuklären, wie er und seine Genossen die Gedenkstätte nennen. Sogar ein Buch gleichnamigen Titels, auf den heutigen Leiter der Gedenkstätte, Hubertus Knabe anspielend, haben sie dazu publizieren können, schliesslich herrscht jetzt

das Recht auf freie Meinungsäusserung. Nicht wie zu Rataiziks aktiven Zeiten. Als Freiheit kann er es trotzdem nicht empfinden, dass seine Ansichten gedruckt werden. Freiheit empfindet er in seinem jetzigen Leben nicht. Zu viele Aber, wohin er auch schaut. «Sicher freue ich mich über die medizinische Versorgung für meine Frau, aber was das alles kostet.»

Er habe eine Strafrente zur Verfügung, sagt er, etwas um die 800 Euro, aber über Geld will er nicht reden. Lieber über die Genugtuung, die er empfindet, wenn er sich den Kapitalismus aus der Nähe betrachtet. Und dessen «wahres Gesicht», wie es sich seit der Bankenkrise gezeigt habe. Er weiss, was er weiss. «Ich wollte nie im Kapitalismus leben.» Doch das tut er jetzt – in seiner Wahrnehmung ist es ein Müssen. Schon deshalb will ihm zum Begriff «Freiheit» nichts Positives einfallen. Auch zu «Demokratie» nicht.

«Was ist das für eine Freiheit, bitte?»

Die, die damals die Reisefreiheit einforderten und der DDR eine Abfuhr erteilten, sagt er, die hätten heute nicht das Geld, um ins Ausland zu fahren. «Was ist denn das für eine Freiheit, bitte?», fragt er. Und all die Kriminalität heute, die hätte es bei ihnen nicht gegeben.

Siegfried Rataizik ist im Verein «Gesellschaft zur Rechtlichen und Humanitären Unterstützung e. V.» engagiert. Dort sind vor allem ehemalige MfS-Mitarbeiter organisiert, die der DDR-Diktatur dienten und sich verkannt fühlen. Siegfried Rataizik war früher aktiver dabei, heute kann er das nicht mehr so, wegen seiner Frau. Was er sehr bedauert. In einem Informationsblatt des Vereins empören sich seine Kollegen: «Weil die Direktion ... die Verbreitung der Wahrheit über den Untersuchungshaftvollzug im MfS ... fürchtet, hat sie ihm Hausverbot erteilt!»

Judka Strittmatter ist 1966 in Brandenburg geboren. Sie arbeitete für die «Berliner Zeitung» und das Magazin der «Süddeutschen Zeitung», heute ist sie freie Journalistin und Autorin. Letztes Jahr erschien ihr Debüt-Roman «Die Schwestern» im Aufbau Verlag.

Lukas Gansterer ist freier Fotograf, er lebt in Wien.

«Ich wollte nie im Kapitalismus leben»: Siegfried Rataizik in seiner Wohnung.



MS EUROPA 2

DIE GROSSE FREIHEIT:
21 Knoten
und keine Krawatte.

1001 Nacht in legerem Luxus geniessen.

€ 200 p. P.
Geniesserpaket
für Getränke und
OCEAN SPA sowie
Limousinentransfer zum
Flughafen bei Abreise
(bis 50km) bei Buchung
über MCCM.



Mit der EUROPA 2 erleben Sie die modernste Art, Luxus entspannt zu geniessen. Unser neues Schiff bietet Ihnen mit maximal 516 Gästen ein exklusives Ferienerlebnis und legeren Luxus auf höchstem Niveau. Sie wohnen ausschliesslich in weiträumigen Aussensuiten mit eigener Veranda und Meerblick. Im grosszügigen OCEAN SPA und Fitness-Bereich werden auf 1.000 m² Körper und Seele verwöhnt. Und in den acht Restaurants mit frei wählbaren Plätzen erwarten Sie kulinarische Entdeckungen für stilvollen Genuss. Darüber hinaus erfüllt unser Reise Concierge-Service Ihre individuellen touristischen Wünsche.



Persönliche Beratung und Buchung:
MCCM Master Cruises, Christian Möhr AG,
Mitten in Zürich: Nüscherstrasse 35
(nahe Bahnhofstrasse), E-Mail: info@mccm.ch,
Tel.: 044 - 211 30 00
www.mccm.ch

DUBAI – DUBAI

über Abu Dhabi/Ver. Arab. Emirate, Doha/Katar,
Mina Khalifa/Menama/Bahrain, Maskat und Khasab/
Musandam/Oman

Reisetermine:

24.11. - 03.12.2013	9 Tage	EUX1325
19.04. - 27.04.2014	8 Tage	EUX1409

pro Person ab **CHF 4'475.-**

in einer Garantie-Veranda/-Ocean Suite¹⁾



Film MS EUROPA 2
jetzt starten!



* Dieses Arrangement ist nicht im Reisepreis enthalten.

¹⁾ Preis gilt bei Doppelnutzung. Die Unterbringung erfolgt je nach Verfügbarkeit in einer Veranda/Ocean Suite der Kategorie 1 - 4. Die An- und Abreise ist nicht im Preis enthalten.



Teenager
und ihr
Umgang mit
Social Media

DARK
NET

„Ich bin kein
Fan des
Unbekannten“

Das Internet



Platz da!
Freiheitsplätze rund
um die Welt (im Bild:
«Münchner Freiheit»)

Befreiung oder Bedrohung ?



Bloggen für eine
bessere Welt



Zahlen
und Fakten



Revolutionär!
Zutiefst
politisch!

VPN-Gate:
Der digitale
Tunnel

«Spiel
mit der
Firewall»

Intro

Im Internet ist alles möglich. Der Cyberspace, so abstrakt das Kunstwort klingt, ist der grösste Freiraum der Menschheit. Ohne diese selbst erschaffene Zusatzwelt können wir uns den Alltag auf der Erde, begrenzt auf einen Durchmesser von 12 700 Kilometern, kaum mehr vorstellen. Es ist der Ort, wo Ideen lanciert, Wissen geteilt, Gedanken und Güter ausgetauscht werden – über Kulturen und Grenzen hinweg. In diesem Dossier finden Sie einige Aspekte zu diesem kolossalen Freiraum. Zudem äussern sich Jugendliche in knappen Worten – so wie sie sich dies von SMS, Facebook oder Twitter gewohnt sind – zu ihrem Umgang mit Social Media. Die abgebildeten Freiheitsplätze übrigens sind nicht virtuell, sondern Orte der realen Welt, fotografiert und ins Netz gestellt von Internet-Usern.



Ist die am vermutlich restriktivsten vergebene Top-Level-Domain, sie gehört Nordkorea. Zu den wenigen erreichbaren Websites zählen kcna.kp (staatliche Nachrichtenagentur) und www.vok.rep.kp (Stimme Koreas).



PRIVATSPHÄRE

Hannah, 18,
gibt ihre Infos
nicht jedem

Auf Instagram teile ich meine Fotos öffentlich. Aber WhatsApp ist denen vorbehalten, die meine Handy-nummer haben. Ich gebe sie nur Leuten, von denen ich wirklich kontaktiert werden möchte.

— Hannah Halbheer, Zürich, Schweiz

DATENSCHUTZ

Ekene, 22,
misstraut der Regierung

Wenn ich auf Facebook, Twitter oder Youtube Bilder poste, dann in einem Format, das nicht alle Computer lesen können. Ich versuche, meine Daten möglichst zu schützen. Denn ich weiss: Wenn der Staat Informationen haben will, dann kriegt er sie auch. Ich benutze vermehrt mein Smartphone und hoffe, dass es nicht so leicht zu knacken ist und niemand mitliest, wenn ich mit Freunden chatte.

— Ekene Obodoekwe, Port Harcourt, Nigeria



Freedom Plaza

Washington D.C., USA: Benannt nach Martin Luther King, Jr., der in der Nähe an seiner berühmten Rede «I Have a Dream» schrieb.



Deshalb bin ich ein absoluter Optimist

Andrew McLaughlin gehört zu den einflussreichsten Vordenkern und Machern des Internets. Für ihn ist das Web revolutionär und zutiefst politisch.

Niemand hat je behauptet, das Internet sei ein märchenhaftes Paradies. Die frühen Cyberpioniere sind nie davon ausgegangen, dass sich der Staat in der Online-Sphäre gewissermassen auflösen wird – davon kann natürlich keine Rede sein. Die Forderung war nur, dass sich der Staat aus der Sache heraus halten solle. Er solle sich nicht einmischen, keine Vorschriften machen. Dann könnten die Leute freier sein als je zuvor, und das sei eine riesige Chance.

Diese Vision hat sich weitgehend bestätigt. In manchen Ländern wird zwar eine Zensur ausgeübt, und die Auffassung vom Internet als einem unkontrollierbaren Wilden Westen ist ein Zerrbild. Aber: Die jungen Leute von heute können ihre Meinung doch sehr viel freier ausdrücken als alle Generationen vor ihnen. Wir fangen gerade erst an, uns darüber klar zu werden, was das bedeutet.

Das Internet ist meines Erachtens so revolutionär und zutiefst politisch, weil in seiner Struktur selbst eine Ideologie angelegt ist. Alle Macht steckt in den Geräten, die sich am Rand des Netzes befinden. Genau deshalb erleben wir diese atemberaubende Innovationsflut. Beim alten Telekom-Modell steckte die ganze Intelligenz des Netzes in dem Gehäuse, in diesem komischen Ding mit zwölf Tasten, das auf

dem Schreibtisch stand. Das Telefonnetz war eine unglaubliche Sache, aber es hat sich nicht gross weiterentwickelt. In den vierzig Jahren seit Einführung des Tastentelefons erschöpfte sich die Summe der Innovationen auf Anrufbeantworter und Rufumleitung.

Massenmedien waren ein Rückschritt

Heute gibt es 7 Milliarden Menschen auf der Erde und 6 Milliarden Mobiltelefone. Das ist doch phantastisch! Nicht alle sind internetfähig, aber allein 1,2 Milliarden Nutzer haben drahtlosen Breitbandzugang. Historisch bedeutet das, dass wir auf das 20. Jahrhundert zurückblicken werden als einen merkwürdigen Umweg in der Geschichte des Fortschritts. Insofern war das Zeitalter der Massenmedien in puncto individueller Autonomie und moralischer Würde ein Rückschritt. In Zeiten von Kino, Radio, Fernsehen, Zeitungen und Zeitschriften kann der Einzelne nur konsumieren – er ist der passive Adressat orakelhafter Wahrheiten, die von anderen verkündet werden.

Wehmütig erinnern sich die Leute an die alten Nachrichtensprecher, die uns einen informierten Blick auf die Welt boten. Es gab ein paar wenige Sender und einige Programme, über die sich alle am nächsten Tag ausgetauscht haben. Ganz toll. Aber die Schattenseiten waren Nazipropaganda und Radiostationen in Ruanda, die dazu aufriefen, Hutus abzuschlachten.

Kommunizieren statt konsumieren

Die Vorstellung, einfach dazusitzen und zu lesen, ist heutzutage für junge Menschen völlig absurd. Sie wollen selbst kreativ sein. Sie schreiben, kommentieren, sprechen und kommunizieren. Das ist im klassischen Sinn demokratisierend. Natürlich ist vieles Müll. Aber wir sind schliesslich Menschen.

Ich bin ein absoluter Optimist. Wer nur wenig Erfahrung mit dem Internet hat, wird wahrscheinlich sagen: «Mein Gott, dieser ganze Mist – Pornos, Hassbotschaften, Trol-

le.» Wer das Internet aus dieser Perspektive sieht, denkt sich vermutlich, dass das sinnlose Zeitverschwend ist. Aber ich schaue mir an, was aus dem Internet inzwischen geworden ist. Ein paar Computerfreaks in Kalifornien haben die Welt auf unvorstellbare Weise zusammengeführt.

Schlechte Zeiten für dunkle Mächte

Nehmen wir den gigantischen Zensurapparat in China. Ich hatte damit zu tun, als ich bei Google arbeitete. Mir gegenüber sassen karrierebewusste junge Leute um die dreissig, Absolventen der Harvard Kennedy School, die dem chinesischen Staat dabei halfen, oppositionelle Stimmen mundtot zu machen. Das war eine Begegnung mit den dunklen Mächten des Internets, wie sie deprimierender nicht sein kann. Aber schauen wir uns das heutige China an: Der chinesische Twitterservice Weibo hat sich derart explosionsartig ausgebreitet, dass der Staat die Nachrichtenverbreitung im Grunde nicht mehr kontrollieren kann. Trotz enormer Ressourcen, die in Überwachung und Zensur gesteckt werden, trotz willkürlicher Verhaftungen und Strafen, welche die Bevölkerung einschüchtern sollen – der Staat kann nicht verhindern, dass die Leute in Xinjiang oder Tibet Fotos von Unruhen und polizeilichen Übergriffen machen.

Das Gute überwiegt

Ich bin, wie gesagt, sehr optimistisch, was das für die Zukunft bedeutet. Natürlich ist die Situation turbulent und schwierig. Viele Extremisten nutzen diese Freiheit, um sich zu organisieren und Hassbotschaften zu verbreiten. Doch das wird mehr als aufgewogen durch unsere Fähigkeit, miteinander zu kommunizieren, Informationen zu verbreiten und sich zusammenzuschliessen.

Aufgezeichnet von Rachel James.
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



Andrew McLaughlin ist Senior Vice President der Internetfirma Betaworks und Chef von Digg und Instapaper. Zuvor war er u.a. Berater von Barack Obama, Vizepräsident von ICANN, Chef der Global Public Policy von Google sowie Dozent an den Universitäten Stanford und Harvard. Er gehörte 1997 zum Juristenteam, welches das erste US-Gesetz zur Internetzensur zu Fall brachte.

«Iraner bloggen Poesie»

Lösen politische Blogs Revolutionen aus? Stehen Blogger eher rechts oder links? Warum äussern sich Frauen seltener als Männer? Spezialistin Georgia Popplewell hat Antworten.

Interview: Sandro Benini

In jüngster Zeit haben sich vor allem in arabischen Ländern Revolutionen ereignet, von denen es heißt, Blogs und Social Media hätten sie erst ermöglicht. Das scheint etwas übertrieben. Revolutionen und Umstürze hat es schon immer gegeben. Es wäre sicher falsch zu behaupten, Revolutionen könnten ohne virtuelle Kommunikation gar nicht mehr stattfinden. Aber es ist ebenso unbestreitbar, dass Blogs und Social Media innerhalb sozialer Protestbewegungen heute eine zentrale Rolle spielen. Sie erleichtern es, Informationen zu verbreiten, Massenlässe zu organisieren, Gruppierungen zu vernetzen, auch international. Während der Aufstände in Tunesien war es den traditionellen Medien kaum möglich, vor Ort und aus erster Hand zu berichten. Nachrichten Sender wie CNN und Al Jazeera haben sich deshalb auf die im Internet publizierten Berichte gewöhnlicher Leute gestützt, und im Nachhinein stellte sich heraus, dass die Informationen sehr zuverlässig waren.

Sie sind Jurorin bei einem renommierten Preis für politische Blogs und führen Global Voices, eine globale Blogging-Seite mit über 700 Autoren, die aus einem Projekt der Harvard-Universität entstanden ist. Was macht den guten Polit-Blog aus? Er erzählt spannende Geschichten, die etwas mit der Lebenswirklichkeit seines Autors zu tun haben. Ganz wich-

tig: Der Blog verbreitet nicht blass eine Meinung, sondern stützt sich auf Fakten und auf eigene Anschauung. Er enthält Links, Fotos, Interviews und wird regelmäßig mit neuen Einträgen ergänzt. Er muss die Authentizität und Passion seines Verfassers vermitteln.

Sind politische Blogs häufiger progressiv oder konservativ?
Ausser in den USA, wo es eine grosse Gemeinde konservativer Blogger gibt, sind sie eher links. In jenen Ländern, wo Blogs zu sozialen Protesten oder Revolutionen beitragen, sind ihre Schreiber insofern progressiv, als sie sich gegen das herrschende System auflehnen. Daneben kann man sagen: Blogger sind überwiegend jung, gut ausgebildet, sie leben in urbanen Zentren, häufig stammen sie aus einem universitären Umfeld – diese Eigenschaften geben ein eher linkes als ein konservatives Profil.

Die beiden weltweit bekanntesten politischen Bloggerinnen sind vermutlich die Pakistanerin Malala Yousafzai und die Kubaerin Yoani Sánchez. Sind Blogs aus totalitären Systemen spannender?

Tendenziell ja. In autoritären Staaten decken die offiziellen Medien ganze Bereiche der Realität gar nicht erst ab, was die Möglichkeiten und die Wirkung von Blogs stark erhöht. Der Fall Yoani Sánchez ist aussergewöhnlich: Sie ist die einzige kubanische Bloggerin, die dank ihrer Berühmtheit und dank Unterstützung der US-Interessenvertretung in Havanna in andere Sprachen übersetzt wird. Es gibt auf Kuba zahlreiche Blogs, auch regierungsnahe, aber im Ausland denken viele, die einzige Blogger-Stimme aus Kuba sei jene von Sánchez. Das ist paradox: Ohne schuld zu sein, erhält die grosse Kämpferin gegen den kubanischen Absolutismus als Bloggerin selber totalitäre Züge.

Sie selber stammen aus Trinidad und Tobago, Ihre Website veröffentlicht Blogs aus fast allen Ländern der Welt. Was sind die regionalen Unterschiede?

Die Unterschiede sind klein, mit einer Ausnahme: In der iranischen Blogsphäre herrscht eine klare Vorliebe für Poesie-Blogs.

In Internet-Foren schreiben Männer die grosse Mehrheit der Kommentare. Sind auch die meisten Blogger männlich?
Bezüglich Global Voices hat eine Studie ergeben, dass ziemlich genau gleich viele Frauen wie Männer bei uns schreiben, was sicher ungewöhnlich ist. Denn wie Sie richtig sagen: Social Media sind eher männlich dominiert. Warum? Vermutlich weil sich Männer noch immer mehr gewohnt sind, ihre Meinung zu äussern. Und sie haben mehr Zeit, denn die Frauen kümmern sich um den Haushalt und die Erziehung der Kinder.

«Blogs und Social Media spielen heute bei sozialen Protesten eine zentrale Rolle.»

Arbeiten Blogger grundsätzlich gratis, oder gibt es solche, die Geld verdienen?

Die grosse Mehrheit betätigt sich umsonst. Nur ganz wenige Blogger generieren genug Traffic, um für Werbekunden interessant zu sein. Es sind auch nicht viele, bei denen ein Bezahlmodell funktioniert. Und wenn, sind es meist professio-

nelle Journalisten. Bei uns werden lediglich drei Prozent der Mitarbeitenden bezahlt, nicht fürs Schreiben, sondern für die Betreuung bestimmter Weltregionen und in einigen Fällen fürs Übersetzen. Heutzutage kämpfen altehrwürdige Zeitungen ums Überleben, da kann man nicht erwarten, als Blogger reich zu werden.

Mit anderen Worten: Blogger sind Möchtegern-Journalisten, die es nicht ganz geschafft haben.

Ich würde es weniger bös formulieren: Viele Blogger üben zu schreiben, Geschichten zu erzählen und eine eigene Meinung zu formulieren. Sich darüber lustig zu machen, ist daneben. Schliesslich gibt es mittlerweile auch gestandene Journalisten, die mangels anderer Arbeit bloggen oder die sich als Experten auf einem bestimmten Gebiet profilieren wollen.

Empfehlen Sie uns einen Polit-Blog.

Oh, einen einzigen zu empfehlen, das ist schwierig. Aber ich wähle jenen unseres Mitbegründers Ethan Zuckerman: <http://www.ethanzuckerman.com/blog>



Georgia Popplewell, 50, ist Journalistin, Medien-Managerin und Bloggerin aus Trinidad und Tobago. Sie leitet die Blogger-Website Global Voices. Zuvor arbeitete sie für ein unabhängiges Fernsehen und gründete 2005 Caribbean Free Radio, das erste Internet-Radio der Karibik.



Meydan-e Azadi

Teheran, Iran: Der Freiheitsplatz wird vom Freiheitsturm dominiert (ursprünglich als Schah-Denkmal errichtet), dem Wahrzeichen der Stadt.



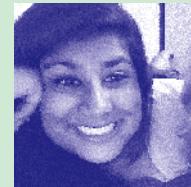
FREUNDE

Naama, 23, hat ihren Freundeskreis verkleinert
Ich verbringe viel Freizeit mit Social Media. Mit Persönlichem bin ich aber sehr zurückhaltend. Meine Eltern wissen das und mischen sich darum nicht ein. Neulich habe ich alle Facebook-Freunde gelöscht, die ich nur hinzugefügt hatte, um möglichst viele zu haben. Geblieben sind die, die ich auch im richtigen Leben kenne.

— Naama Shneior,
Mitzpe Hila, Israel

8,12

Millionen Mal wurde der Film «Project X» illegal bei BitTorrent heruntergeladen. Er ist der meistkopierte Film des Jahres 2012. Die am meisten illegal heruntergeladene Serie war «Game of Thrones» (4,28 Millionen).



W O B B I G

Adri, 17, verbreitet nur Anständiges

Ich habe selber Internetmobbing erlebt, das war hässlich, aber zum Glück habe ich es überstanden. Spätestens seit dieser Erfahrung achte ich darauf, selber nur Anständiges zu posten. Die Möglichkeiten von Social Media mache ich mir auch politisch zunutze: Als ich für den Studentenrat kandidierte, gründete ich eine Facebook-Gruppe. In Kürze hatte ich 300 Mitglieder.

— Adri Lazarus, Charlotte, North Carolina, USA

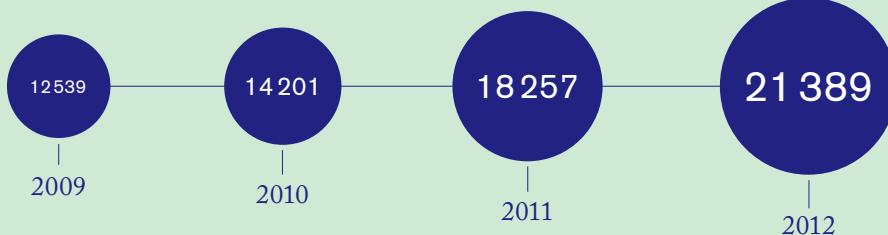


Szabadság tér

Budapest, Ungarn: Das umstrittene Sowjet-Denkmal auf dem Freiheitsplatz ehrt die Rotarmisten, die 1944/45 bei der Befreiung der Stadt starben.

INFO, PLEASE!

Auskunftsersuche zu Nutzerdaten



Summe aller offiziellen Ersuche von staatlichen und anderen hoheitlichen Stellen an Google, Daten zu Nutzern herauszugeben (laut Transparenzbericht Google).



QR-Code

Der QR-Code (Quick Response) wurde ursprünglich für die Logistik von Toyota entwickelt, mitterweile trifft man ihn auf Schritt und Tritt an. Per Mobiltelefon eingescannt, liefert er Zusatzinformationen zu Produkten oder Zeitungsartikeln. Selbst Bestatter setzen ihn zunehmend ein: In einen Grabstein geritzt, führt der Code auf die Gedenkseite von Verstorbenen.



Azadlıq meydanı

Baku, Aserbaidschan: Früher hieß der Freiheitsplatz Lenin-Platz, und in der Wahrnehmung vieler Menschen hat sich daran wenig geändert. Sie nennen den monumentalen Regierungspalast «Dom Sovjet».



HACKER

Diego, 25, wurde virtuell bestohlen

Es geschah, als ich in einem öffentlichen W-Lan eingeloggt war: Ich wurde gehackt. Die Diebe klauten meine Passwörter. Das war sehr unangenehm. Ich musste sofort neue Passwörter installieren, um die Kontrolle über meine Konten zurückzugewinnen.

— Diego Elison, Pau dos Ferros, Brasilien

FILTRI TEE 12

ist die Adresse des Nato Cyber Defence Centre in Tallinn. Es entwickelt seit 2008 Verteidigungsstrategien für Cyber-Kriege. Der Standort ist kein Zufall: Gegen Estland war ein Jahr zuvor der erste «Netzkrieg» geführt worden. Viele Indizien sprachen für Russland als Urheber der Angriffe.

320 KG

schwer war ein Elch namens Pete, dem eine Online-Kampagne 2010 die Freiheit schenkte. Er hätte eingeschläfert werden sollen, doch nach der digitalen Unterschriften-sammlung von Tierschützern durfte er in seinem Wildpark im US-Staat Vermont bleiben. Zwei Jahre später starb Pete allerdings während einer Huf-behandlung an der Narkose.

Wo ein www ist, ist auch ein Weg

Der 28-jährige japanische Doktorand Daiyuu Nobori hat ein Programm entwickelt, das allen Menschen freien Zugang zum Internet gewährt. Einigen Regierungen gefällt dieser Trick ganz und gar nicht.

Von Christoph Neidhart



Die Freiheit im World Wide Web ist nicht weltumspannend. Eingeschränkte Erreichbarkeit, geblockte und gefilterte Inhalte, hohe Strafen gegen Blogger und Gesetze gegen die Anonymität im Netz: Immer wieder haben Staaten in den letzten Jahren auch kurzzeitig den Zugang zum Internet unterbunden. Reporter ohne Grenzen nennen in ihrem Bericht «Feinde des Internets 2013» als besonders restriktive Länder Iran, China, Syrien, Bahrain und Vietnam, bei Freedomhouse kommen noch einige weitere dazu.

Doch immer wieder gibt es auch Erfolge gegen die Einschränkung des Internets, dank Protesten der Bevölkerung oder Gerichtsurteilen. Eine neue Methode im Kampf gegen die Zensur hat kürzlich ein junger Japaner erfunden, und er spielt seither Katz und Maus mit restriktiven Staaten wie Iran und China.

Der 28-jährige Daiyuu Nobori, Doktorand der Computerwissenschaften an der Universität Tsukuba, hat ein Programm entwickelt, das jede Internet-Firewall durchdringt. Eine amerikanische Technikseite frohlockt: «Bürger rund um die Welt müssen heute Internetzensur erdauern, nun ist ein Japaner aufgetaucht, der faire Voraussetzungen für alle schafft.»

Ein Tunnel für die Daten

In den ersten zwei Monaten, seit Nobori sein «VPN-Gate» im März aufs Internet hochgeladen hat, wurde das Programm vierehlfach Millionen Mal genutzt. Das Prinzip ist einfach: Der Anwender hinter der elektronischen Zensurmauer baut mit «VPN-Gate» ein «virtual private network» (VPN) auf. Das ist eine feste Verbindung übers Internet, wie Firmen sie für sichere Datenleitungen verwenden: ein Datentunnel durch die Firewall. Er stellt eine Verbindung vom Nutzer

hinter der Firewall zu einer Relaisstation auf der andern Seite her.

Auf dem Internet finden sich zwar einige VPN-Services. Doch Noboris «VPN Gate» ist nicht nur kostenfrei, es funktioniert außerdem auf allen Plattformen und mit allen Übertragungsprotokollen.

Mehr als ein Viertel seiner Nutzer stammen bisher aus dem Iran, etwas weniger aus China. Misst man die Datenmenge, dann sind die Südkoreaner bisher Noboris beste «Kunden»; Seoul blockiert generell anstössige Inhalte, unabhängig von der Herkunft. Denn klar ist: Die meisten Leute, die die Zensur umgehen, tun dies nicht aus politischen Gründen. Zu den am häufigsten aufgerufenen von Peking blockierten Seiten gehören Twitter, Facebook, YouTube und Wikipedia.

Politische Absichten habe er keine, sagt Nobori: «Ich bin Ingenieur.» Die Regierungen, die das Internetzensurten, «reden sich ja gern auf technische Ursachen heraus. Da helfe ich mit meiner Software», sagt er. Er nennt das sein «Spiel mit Firewalls».

«Mario» half ihm auf die Sprünge

Schon am Anfang seiner Karriere hat ein Spiel gestanden. Und eine elektronische Schranke. Als Schüler spielte er «Mario 3» auf seinem Nintendo, «Tag und Nacht». Dabei machte das Gerät die nächste Stufe jeweils erst zugänglich, nachdem er die vorherige geschafft hatte. Weil er es nicht bis zur höchsten Stufe schaffte, wollte er das Gerät manipulieren. Dazu müsste er die Programmiersprache C lernen, sagte sein Vater, und besorgte ihm einen alten Computer. Die Nintendo-Schranke hat Nobori nie geknackt, aber als Mitglied des Computer-Clubs seiner Schule gelang es ihm, den Rektor zu überzeugen, es sei eine Geldverschwendug, dass die Lehrer sich über eine teure ISDN-Leitung ins Internet einwählten. Der Rektor gab ihm einen Kredit von umgerechnet 10 000 Franken. Damit baute Nobori als Teenager mit Freunden ein Netz für die Schule.

Wer in Japan an eine renommierte Universität will, muss sich über schwierige Aufnahmeprüfungen bewerben. Das Prozedere wird lediglich einigen wenigen Hochbegabten erspart. Nobori kam über diese Sonderregelung ins Computer-Departement der Universität Tsukuba. Und zog schon im ersten Semester einen Auftrag an Land: Er sollte dem Handels- und Industrieministerium ein VPN aufbauen. Eigentlich hatte er sich dafür gar nicht bewerben wollen, aber er fühlte

sich dazu verpflichtet, sein Professor hatte ihm den Auftrag vermittelt.

Aus dem VPN-Projekt für das Ministerium entwickelte Nobori sein erstes Programm, das Firewalls überwinden konnte. Und verkaufte es erfolgreich. Damals dachte er nicht an die Zensur von Staaten, sondern an jene von japanischen Firmen; und jene der Uni. Seine Kunden waren japanische Büroangestellte, die von ihrem Arbeitsplatz aus nicht ihre bevorzugten Websites aufrufen konnten. Sie machten mit «Softether», Noboris Programm, ihren Computer zuhause zum Relais.

Aus diesem Projekt entstand schliesslich «VPN-Gate». Zu Beginn stellte er seinen Nutzern hinter der Mauer den Server seiner Universität zur Verfügung. Aber dieser liess sich von den Zensoren leicht blockieren. Deshalb begann er, auf der ganzen Welt Freiwillige zu suchen; Mitte Mai hatten sich bereits fast tausend Leute eingeschrieben. Seither stellen sie den Nutzern hinter der elektronischen Mauer etwas Rechnerkapazität zur Verfügung, damit sie eine VPN-Verbindung erstellen können.

Eines der besonders restriktiven Länder – Nobori sagt nicht explizit, welches – hat seine grosse Mauer in den letzten Wochen mehrfach angepasst, um «VPN-Gate» auszutricksen. Doch der Student hat die Zensoren jedes Mal wieder überlistet. «Ein Katz-und-Maus-Spiel, ja», sagt er, er wisse nur nicht, «wer die Katze ist und wer die Maus».

Der Ausgang von Noboris Kampf um die digitale Freiheit ist offen, sicher dagegen wird daraus seine Dissertation. Inzwischen ist das Katz-und-Maus-Spiel im Fall «VPN-Gate» in der achten Runde. Bisher hatte Daiyuu Nobori noch jedes Mal die Nase vorn. Und für ihn ist klar: «Ich mache weiter, bis dass die Zensur aufgibt.»

«Es ist nicht klar, wer die Katze ist und wer die Maus.»

Christoph Neidhart ist der Tokio-Korrespondent der «Süddeutschen Zeitung» und des «Tages-Anzeigers» und Buchautor. Von ihm ist u.a. erschienen: «Die Kinder des Konfuzius. Was Ostasien so erfolgreich macht» (Verlag Herder).



«Ich bin kein Fan des Unbekannten»

Tina Brown leitet eine der führenden News-Websites. Ihre Vorbehalte gegenüber dem Internet sind dennoch gross.

Interview: Simon Brunner

Tina Brown, ist das Internet ein Fluch oder ein Segen?

Es ist ironisch: In den entwickelten Ländern ist es eher ein Malus, für die aufstrebenden Länder ist es fantastisch. Bei uns im Westen wird die junge Generation überladen mit Stimuli, und das Internet ruiniert das soziale Leben. Meine Tochter, sie ist 22, schreibt der Freundin eine Textnachricht fünf Minuten vor ihrem vereinbarten Treffen: «Sorry, aber ich hänge lieber mit Jack ab.» In aufstrebenden Ländern ist das Internet natürlich fundamental wichtig für die Öffnung der Gesellschaften.

Wie sehr vertrauen Sie dem Internet?

Der frühere US-Präsident Bill Clinton und sein Stab verzichteten kategorisch auf E-Mails, sie fanden es zu gefährlich und kommunizierten nur per Telefon. Ich könnte so nicht funktionieren. Eigentlich bin ich kein Fan des Unbekannten, aber ich vertraue dem Netz viel an, dabei ist mir eher unwohl.

Sie führen aber weder ein Facebook- noch ein LinkedIn-Profil.

Genau. Meinen Bekanntenkreis zu vergrössern, ist das Letzte, was ich tun möchte. Die, die mir wichtig sind, sehe ich. Die anderen müssen nicht unbedingt wissen, wo ich stecke. Es scheint mir, dass im Internet für jedes gute Ding fünf schlechte erfunden wurden. Das mobile Banking hat ganze Gesellschaften weitergebracht, Social Media hingegen ist im Privatgebrauch eine Zeitverschwendug.

Sie selber leiten eine Internetfirma!

Eine Newsfirma, bitte. Wir haben mit The Daily Beast eine Newsmarke geschaffen, die sehr hohe Glaubwürdigkeit hat.

Sprechen wir über Journalismus: Hat sich die Vierte Gewalt durch das Internet verändert?

Es ist sehr schwierig, ein guter Online-Redaktor zu sein. Wenn etwas passiert wie das Attentat beim Boston Marathon im Frühjahr, prasselt ein Nachrichtenschwall auf die Redaktion nieder. Einige renommierte Newsseiten liefen in die Falle und publizierten Unwahres, CNN zum Beispiel. Die waren zu schnell und vertrauten blind einem unseriösen Tweet. Das macht man zwei, drei Mal, und die Glaubwürdigkeit ist weg.

Wie überprüfen Sie in dieser Flut die Qualität von News?

Wir haben den diesjährigen Webby Award für die besten News auf dem Web gewonnen, zum zweiten

Mal nacheinander, gegen BBC News, NYTimes.com, Huffington Post und viele andere. Warum? Weil wir ständig Sachen ablehnen. Das geht nur, wenn man die richtigen Leute hat und diese selbstständig entscheiden können. Bis jetzt haben wir noch nie etwas Falsches publiziert.

Wie nutzen Sie das Internet bei Ihrer Arbeit?

Eigentlich braucht man keine Auslandbüros mehr. Passiert irgendwo auf der Welt etwas, wie der «Arabische Frühling», dann finden wir dank Social Media sehr schnell sehr gute Journalisten vor Ort. So kommen wir zu einer Art virtuellem Büro in Ägypten. Und diese Talente bleiben uns treu, auch nach dem Ereignis.

Das Internet bringt die Welt näher zusammen?

Ja, und der Multiplikatoren-Effekt ist riesig. Einmal pro Jahr organisieren wir einen Frauen-Event mit vielen Prominenten wie Hillary Clinton, Angelina Jolie oder der Bloggerin Malala Yousafzai. Bei der letzten Austragung bat ich die Anwesenden, über den Anlass zu twittern und zu posten. Das Resultat waren 4,4 Millionen Tweets.

Und was bringen Twitter-Stürme?

Wenn etwas passiert wie die Vergewaltigungen in Indien, dann wäre das früher in den Zeitungen eine kleine Meldung geworden auf der Seite «Vermischtes». Heute kommt dank Social Media eine Welle in Gang, die Leute gehen auf die Strasse, Regierungen

geraten unter Druck. Aber auch hier: Sind Social Media nur gut? Nein: Stellen Sie sich vor, im Dritten Reich hätte es Twitter gegeben. Vielleicht wäre es grossartig gewesen, vielleicht aber wäre die Bevölkerung noch stärker manipuliert worden.

Wie wählen Sie als Leserin aus, welcher Quelle Sie vertrauen?

Die Glaubwürdigkeit einer Newsquelle wird immer wichtiger. Ich finde es aufschlussreich, dass sich Edward Snowden, der im Juni aufdeckte, wie die US-Regierung das Internet überwacht, mit seiner Geschichte an «Washington Post» und «Guardian» wandte und nicht an Onlinekanäle mit grösserer Reichweite. Diese hatten anscheinend zu wenig Glaubwürdigkeit für ihn.

Apropos Whistleblowing: Wie schätzen Sie den Fall Snowden ein, durch den das Prism-Spähprogramm bekannt wurde?
Snowden entschied, er enthalte etwas, das eigentlich nicht geheim ist, sondern dem ganzen Kongress bekannt war. Eine sehr solipsistische, selbst-süchtige Sicht von sozialem Aktivismus. Was kommt als Nächstes? Ein Arzt ist nicht einverstanden mit der Art, wie an seinem Spital behandelt wird, und gibt die Patientenakten frei? Oder der Mitarbeiter einer Bank ist unzufrieden mit seinem Institut und veröffentlicht heikle Daten? Ist das gut? Das scheint mir nicht der richtige Weg zu sein.



Tina Brown, 59, gilt als Amerikas erfolgreichste Magazinjournalistin. Die gebürtige Engländerin führt *The Daily Beast* und *«Newsweek»*.

Das Bulletin traf Tina Brown an der Art Basel, wo sie am jährlichen Credit Suisse Art Dinner, in diesem Jahr zu Ehren des Künstlers Theaster Gates, als Teil der Thought Leadership Speaker Series der Bank teilnahm.



**Medan
Merdeka**

Jakarta,
Indonesien: Von den Holländern noch Königsplatz genannt, ist er einer der grössten Plätze der Welt und ein beliebter Treffpunkt.



Videos

**Shang-Chien, 20,
lässt Filme für
sich sprechen**

Bevor ich, eher mit Laptop als Smartphone, auf einer Social-Media-Plattform mitmache, lese ich die Nutzungsbedingungen, um meine Rechte zu kennen. Und ich gebe wenig von mir preis. Gefühle drücke ich durch das Posten und Kommentieren von Musikvideos aus.

— Shang-Chien, Taipei, Taiwan



Eine britische Non-Profit-Organisation will Freiheit vom Internet – zumindest temporär. Sie propagiert, bisher erfolglos, den letzten

Sonntag im Januar als «Internet-freien Tag», an dem man sich ausschliesslich der Offline-Welt widmen soll.



Praça da Liberdade

São Paulo, Brasilien: Nichts Repräsentatives, sondern ein pulsierender Ort im japanischen Viertel der Stadt. Viele Strassenstände und bekannt für preiswertes, gutes asiatisches Essen.

Ganz unten ↓ In den Abgründen des Internets

Die digitale Welt ist grösser, als die schönen Oberflächen von Google & Co. zeigen. In verborgenen Darknets blüht der Handel mit Drogen, Waffen, Kinderpornografie. Eine Reise zu den dunklen Seiten des Internets.

Von Tobias Ochsenbein

Das Internet ist heute eine grösstenteils geordnete Metropole. Hier die grossen Boulevards Facebook, YouTube und Twitter, auf denen jeden Tag Millionen von Menschen flanieren. Da die Einkaufszentren (Amazon, eBay) und die Rotlichtviertel (YouPorn usw.). Es gibt die verschlafenen Vorstädte, unzählige Privat-Webseiten, auf die sich nur selten jemand verirrt. Und wie in jeder Stadt gibt es auch eine Ebene unter der Oberfläche, die für Passanten unsichtbar bleibt. Mit Menschen und Dingen, die das Licht der Öffentlichkeit meiden.

Auf das Deep Web stösst man nicht zufällig. Denn es besteht vor allem aus Datensätzen, die von Suchmaschinen nicht erfasst werden; darunter hat es viel Unverdächtiges und Nützliches wie etwa Fachdatenbanken von Universitäten. Taucht man noch tiefer ab, erreicht man die Darknets: Verschlüsselte Netzwerke im World Wide Web, wo man anonym bleibt. Und die niemand aus Versehen betritt. Welche Dimensionen das versteckte Netz insgesamt wirklich hat, ist kaum abzuschätzen. Manche Quellen sprechen von einer Grösse zwischen 30 und 50 Prozent des gesamten Internets; andere gehen gar davon aus, dass es 500 Mal so gross ist wie das öffentliche Netz.

«Scarface» bietet seine Dienste als Mann fürs Grobe an. Folter und Mord sind inklusive.

Der weitgehende Schutz der Anonymität dient vielen Interessen, die nicht zwingend zwielichtig sein müssen: Das Deep Web bewahrt chinesische Dissidenten vor Verfolgung ebenso wie Whistleblower vor Entlarvung, hier findet das Filesharing von Musik und Filmen im grossen Stil statt, und es ist auch das natürliche Habitat von digitalen Nomaden und Computerfreaks, denen das Oberflächen-Internet zu kommerziell, zu kontrolliert, zu geordnet ist. Doch zwangsläufig zieht ein solcher Bereich auch Kriminelle und andere üble Gestalten an. Sie reichen hier, unter der Theke, gefälschte Kreditkarten durch, Drogen, Waffen, Kinderpornografie.

«Keine Regeln!» schreit es an jeder Ecke

Um solche Orte zu erkunden, brauchen die Netzbewohner einen Schlüssel: ein Anonymisierungsprotokoll, das man relativ einfach installieren kann. Damit greift der User nicht direkt auf eine Website zu, sondern wird mit jeder Eingabe über andere Rechner umgeleitet, die sämtliche Anfragen abermals chiffrieren. Während man sonst im Internet allerorts digitale Spuren hinterlässt – deshalb zum Beispiel erhält man individuell zugeschnittene Werbung oder muss das Passwort nicht jedes Mal neu eingeben –, bleibt man hier anonym. Man biegt um so viele Ecken, bis man einen möglichen Verfolger abgeschüttelt hat.

Die Navigation in den Darknets ist trickreich, der erste Eindruck verwirrend. Weil Google hier nicht hilft, bieten Übersicht nur Verzeichnisdienste, die aussehen wie Relikte aus der Internet-Steinzeit. Ein solcher ist das «HiddenWiki»; dort befinden sich knapp 300 Links, sortiert nach Kategorien wie «Activism», «Erotica», «Drugs», «Weapons».

Ein Ausflug in diese Regionen ist wie ein Besuch in einem übeln Viertel einer Stadt. Von allen Seiten schreit es: «No rules!» Keine Regeln, und auch selten Polizei. Für sie ist das Revier zu gross und zu unübersichtlich, systematische Ermittlungen sind zu aufwendig. «Klar sind wir auch mit verdachtsunabhängigen Recherchen in weniger zugänglichen Bereichen des Internets unterwegs», sagt Danièle Bersier, Sprecherin beim Bundesamt für Polizei (Fedpol). So wurden im Jahr 2012 laut Fedpol-Statistik aufgrund solcher aktiver Recherchen 450 Verdachtsdossiers erstellt, die in den meisten Fällen zu Hausdurchsuchungen führten. Aber: Die Szene sei zu schnell, zu vital, man habe – auch gesetzlich – nur wenig Möglichkeiten, dagegen vorzugehen, bedauert Bersier.

Rechtsradikale und Anarchisten preisen ihre Ideologien an, an vielen Orten findet man Texte, die wohl in den meisten Staaten als gesetzeswidrig gelten. Auf diesem Kleinanzeigenmarkt im grossen Stil gibt es Hacker-Services, geknackte iTunes-Codes, M16-Sturmgewehre («Lieferung nur innerhalb der USA»), neue Identitäten, Anleitungen zum Bom-

benbasteln, Drogen im Übermass. User «Red Bull» aus Deutschland etwa verkauft «erstklassiges Kokain» – mit weltweiter Versandgarantie. «Scarface», der sich auf seiner Darknet-Seite als ehemaliger britischer Elite-Soldat ausgibt, bietet innerhalb von Europa seine Dienste

als Mann fürs Grobe an: Brandstiftung für USD 7500, Folter für USD 10 000, Mord für USD 18 000. Kinderpornografische Angebote gibt es in grenzenloser Zahl, die Kategorie «Porno» verzeichnet im HiddenWiki die meisten Einträge. Die Handelsfreiheit kennt hier keine einzige Schranke, und die Seiten sind so abstossend, dass man den Bildschirm verkleben möchte.

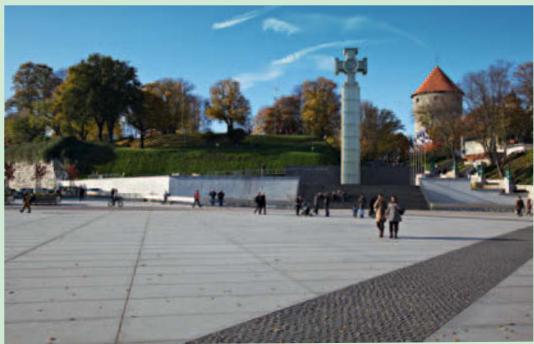
Auf der «Silk Road», einem Online-Versandhaus für illegale und fragwürdige Güter, bieten rund 200 Händler Cannabis, LSD, Ecstasy und Speed an. Es gibt, wie es der Schriftsteller Hunter S. Thompson in «Fear and Loathing in Las Vegas» beschrieben hat, «ein ganzes Spektrum vielfarbiger Upper, Downer, Kreischer, Lacher». Es ist der Markt der Unterwelt – und trotzdem herrschen gute Manieren. In den Foren ist der Umgangston zuweilen gepflegter als in den Kommentarspalten von Schweizer News-Diensten. «Wir sind ein kleiner Familienbetrieb und stolz auf unsere Produkte», schreibt etwa ein US-Marihuana-Vertrieb. Und eBay-artige Bewertungen sollen vermeiden, dass man auf Betrüger hereinfällt.

Virtuelle Währung, echte Geldwäsche

Bezahlt wird mit virtuellen Währungen. Sie sind kaum zurückverfolgbar und werden auch als Mittel zur Geldwäsche angepriesen. Ende Mai 2013 wurde in einer international koordinierten Aktion gegen Cyber-Kriminelle vorgegangen, die mithilfe der digitalen Währung von Liberty Reserve sechs Milliarden Dollar an illegalen Einnahmen aus Kinderpornoografie und Drogenhandel gewaschen haben sollen.

Eine kurze Exkursion genügt, um zu merken: Die dunklen Seiten des Internets lassen auch die dunklen Seiten des Menschen hervortreten, wenn er seine Freiheit ohne gesetzlichen, ethischen und moralischen Rahmen auslebt. Ein Abgrund, in dem man nichts tun kann außer zu hoffen, dass man heil wieder rauskommt.

Tobias Ochsenbein ist freier Journalist und absolviert die Diplomausbildung am Medienausbildungszentrum MAZ.



**Vabaduse
väljak**
Tallinn,
Estland: Der
Freiheits-
platz ist ein
Nationalsymbol
und beliebter
Treffpunkt
am Rand der
Altstadt.



**Piazza della
Libertà**
Florenz, Italien:
Wahrzeichen ist
der Triumph-
bogen, vor dem
im Winter, falls
es kalt genug ist,
eine Eisbahn er-
richtet wird.



**Vrij-
heidplein**
Brüssel, Belgien
(auch: Place de
la Liberté): Die
Strassen sind
benannt nach
verfassungsmäs-
sig garantierten
Freiheiten.

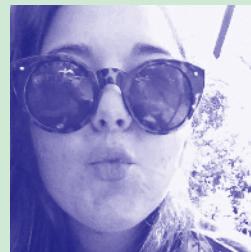


**Place de la
liberté**
Bamako, Mali:
Das Denkmal ist
eine Hommage
Frankreichs an
die gefallenen
schwarzen
Soldaten im
Ersten Weltkrieg.



TRULINCS

steht für Trust Fund Limited Inmate Computer System und ist ein kontrolliertes Mail-System für Häftlinge in den USA. In den meisten Ländern der Welt haben Gefangene in der Regel weder Zugang zu Internet noch zu E-Mail. Mit dem kostenpflichtigen Trulincs können die Insassen digital Kontakt zu Freunden und Familie halten.



FOTOS

Laura, 18, könnte auch darauf verzichten

**Wenn ich Nachrichten an
meine Freunde
verschicke, nutze ich
WhatsApp oder SMS.
Auf Facebook schreibe
ich Leute an, deren
Telefonnummer ich nicht
habe. Für Lehrer gibt es
Mails. Social Media sind
praktisch, aber ich
könnte gut ohne sie
leben. Besonders ohne
Instagram. Das
verändert doch nur die
Farben von
gewöhnlichen Fotos,
und am Ende sieht alles
gleich aus.**

— Laura Furrer, Kilchberg ZH, Schweiz

500 000 \$

Zu diesem Preis wurde die Domain FreeWebsite.com verkauft:
Platz 4 der teuersten Adressverkäufe im Jahr 2012.

Adressen der Freiheit

freedom.com

Freedom Communications,
Unternehmen für Medien
und Unterhaltung, USA

liberty.com

Liberty Global,
Medienkonzern und
Breitbandanbieter, USA

free.com

Schnäppchenportal («Why
Pay, When You Can Get It
Free!»)

freiheit.com

Freiheit Technologies
GmbH, Software-
Entwicklung, Deutschland

liberation.com

Liberation, Tageszeitung,
Frankreich

libertad.org

Heritage Foundation,
konservative Denkfabrik,
USA

freiheit.org

Friedrich-Naumann-
Stiftung für die Freiheit,
Deutschland

liberte.fr

France Obsèques Liberté,
Bestattungsunternehmer,
Frankreich

freedom.co.uk

Freedom to Sail,
Segelzentrum,
Großbritannien

frei.li

Frei Immobilien, Schweiz

libertad.ch

«Para la libertad», Video
von Miguel Hernández und
Joan Manuel Serrat

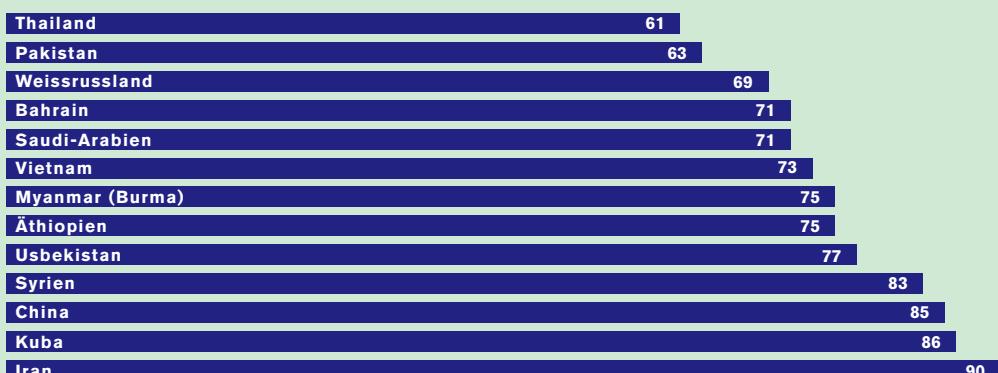


Tavisuplebis Moedani

Tiflis, Georgien: Der Freiheitsplatz war immer wieder Ausgangspunkt
politischer Aufstände, zuletzt 2003 während der «Rosenrevolution».



Wo die Internetnutzung am stärksten eingeschränkt ist in %.



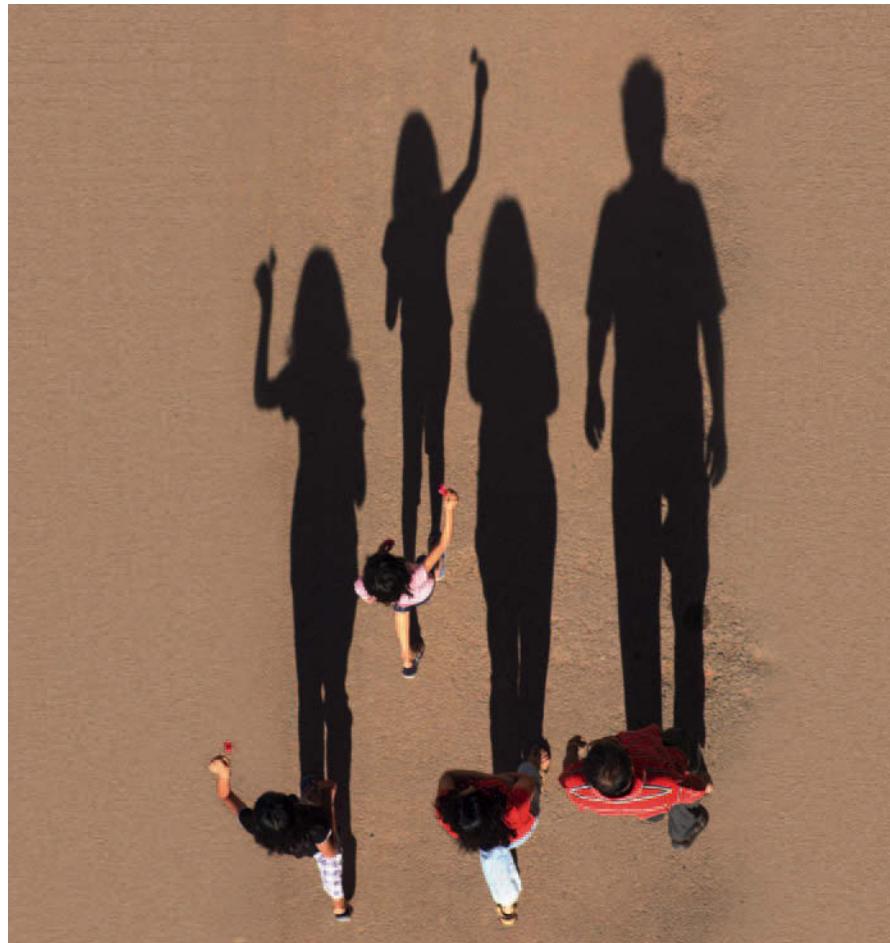


**«Das Internet ist
das erste von
Menschenhand
erschaffene Ding,
das der Mensch
nicht versteht.
Es ist das grösste
Experiment in
Anarchie, das es
jemals gegeben
hat.»**

— Eric Schmidt,
Verwaltungsratspräsident Google

CREDIT SUISSE

N° 3/2013



**Familie – Zusammenhalt
von Hause aus**

Bulletin
DAS MAGAZIN FÜR DEN
SCHWEIZER MARKT **PLUS**

Bulletin Plus, das Magazin der Credit Suisse für den Schweizer Markt
www.credit-suisse.com/bulletinplus

Medellín, entfesselt

Über Jahrzehnte war sie die Metropole des Mordens, der Drogen, der Angst. Heute gilt sie als Zentrum der Innovation und der Hoffnung. Wie sich die Stadt Medellín in Kolumbien befreit hat.

Von Andreas Fink (Text) und Luca Zanetti (Fotos)





1) High Society unter sich: Junge Gäste in der Disco Envy auf einer Dachterrasse im Poblado, dem Viertel der Reichen Medellíns.

2) Salsa-Nachwuchs: Posaunenstunde auf dem Dach eines Kulturzentrums.

3) Alles kommt wieder ins Rollen: Skateboarder in

Ciudad del Río, einem früheren Fabrikviertel.

4) Die Liebe ist ein Dschungel: ein Pärchen im Jardín Botánico.

Die Gondeln, das Scheppern beim Schliessen der Tür, der Ruck bei der Anfahrt, die Stützträger – diese Seilbahn unterscheidet sich kaum von einer in einem Ferienort der Alpen. Doch die Bergfahrt geht über eine Stadt. Eine dichte, verschlossene Stadt aus blossem Backstein, Wellblech, Kabelgewirr. Über Quartiere voll enger Steige, schmaler Gassen, schief betonierter Treppenstufen. Viertel, hart am Hang, die hermetisch wirken und unbarmherzig. Diese Bergfahrt geht über die «innovativste Stadt» der Welt. Und die Gondel, die den Menschen aus den Berg-Barrios täglich zwei Stunden Fahrzeit zur Arbeit erspart, ist Bestandteil jener «sozialen Innovation», die das Urban Land Institute, die Citibank und das «Wall Street Journal» dazu bewog, am 1. März 2013 den Ehrentitel nach Medellín zu vergeben. Ja, nach Medellín, Antioquia, Kolumbien.

Zu erzählen gibt es die Geschichte einer Stadt, die durch die Hölle ging. In der einst mehr Menschen ermordet >

wurden als irgendwo sonst auf der Welt. Deren Namen in aller Welt nach Drogenkrieg klang und nach Guerilla. Eine Stadt, die begriff, dass nur sie selbst diese Ge- spenster vertreiben kann. Die erkannte, dass sie über die nötigen Mittel verfügt. Die ihren Bürgersinn wiederentdeckte, ihren Stolz und den Mut, zu versuchen, sich selbst von dem Bösen zu erlösen.

Santo Domingo heisst die Bergstation der Gondel, ebenso wie das Stadtviertel, das die Heiligkeit allein im Namen trägt. Die Comuna 1, in der das Viertel liegt, ist bis heute der ärmste der 16 Stadtbezirke Medellíns. Vom Gondelterminal führt eine Gasse zwischen vergitterten Geschäften und Bars zu einem Platz, hinter dem drei schwarz schimmernde Quadern aufragen. Als hätten ausserirdische Riesen drei Würfel am Abgrund zurückgelassen. «Parque Biblioteca España» steht auf einem Schild am Eingang zu dem 2007 eröffneten Komplex, der seinem Architekten Giancarlo Mazzanti internationale Preise einbrachte und den Bewohnern von Santo Domingo endlich einen Ort gab, auf den sie stolz sein können.

Neues Leben nach der Gewalt

Es ist ein feuchtgrauer Montag. Im Erdgeschoss, das alle drei «Felsen des Wissens» verbindet – Hörsaal, Bibliothek und Sozial- und Kulturzentrum –, drängen sich Kinder und Eltern. Das Gesundheitsamt zeigt eine Hygieneausstellung, und das Sozialamt bewilligt Zuschüsse. In einem Saal sitzen zwölf Kinder im Kreis und malen aus einem Bilderbuch ab. Ihre Zeichnungen werden sie dem litauischen Illustrator Kestutis Kasparavicius schicken. Sie wollen ihm auch ein paar Zeilen über ihr Leben und ihre Träume in das Kuvert stecken, damit er sie alle kennenlernt, bevor er sie im September in ihrer Bibliothek am steilen Hang besucht.

Solche Begegnungen wollten die Erfinder der inzwischen neun «parques biblioteca» provozieren, sie wollten die freien Gedanken zu jenen Menschen tragen, die gefangen waren in ihren gewaltverpesteten Barrios. Wo Pistoleros der Drogenbanden an allen Ecken standen und Grenzen be-

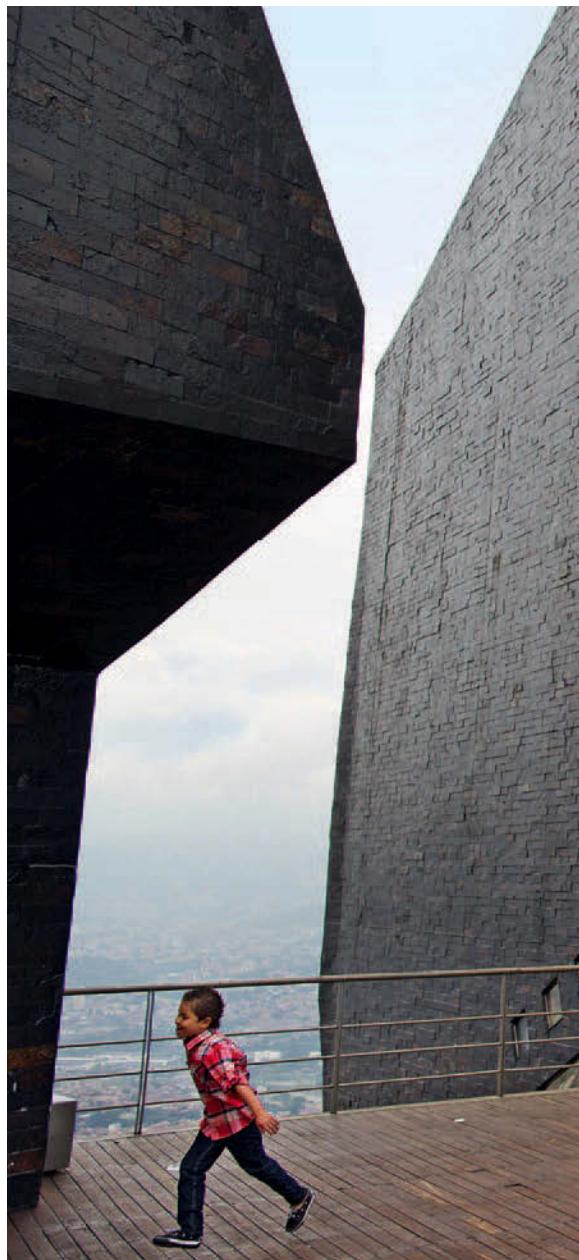


1

wachten, deren Überschreiten den Tod bedeuten konnte.

Der einzige ehrenvolle Titel, den Medellín bis anhin trug, war jener der «Stadt des ewigen Frühlings». Im Valle de Aburrá, so heisst das Hochtal, in dem die Spanier 1675 die Stadt gründeten, herrschen das ganze Jahr Temperaturen zwischen 22 und 28 Grad. Bis in die 1950er Jahre wuchs die Siedlung noch halbwegs geordnet, es florierten die Textil- und die Schwerindustrie. Doch dann kam die Flut: 1954 begann der Guerillakrieg, der bis heute in immer neuen Schüben mittellose und schwer traumatisierte Flüchtlinge in die Stadt spült. Bald waren alle Flächen im Tal bebaut, und die Siedlungen wuchsen die steilen Bergrücken im Osten und Westen empor. Hunderte Höhenmeter hat sich das Notstandsgewirr die Hänge hinaufgefressen. 3,5 Millionen Menschen siedeln heute im Grossraum Medellín, mehr als 70 Prozent davon leben in Elendsquartieren.

Über diese Halden der Hoffnungslosigkeit verstreute der Drogenboss Pablo Escobar in den 80er Jahren jene Saat, die Medellín binnen weniger Jahre zur Mordmetropole des Planeten werden liess. Unter den Bewohnern verteilte Escobar Wohltaten und bisweilen eigenhändig Bargeld, um sich jenen politischen Rückhalt zu verschaffen, der ihm zwischenzeitlich sogar ein Abgeordnetenmandat im Kongress einbrachte. Bis zu vier Fünftel des gesamten kolumbianischen Kokainexports >

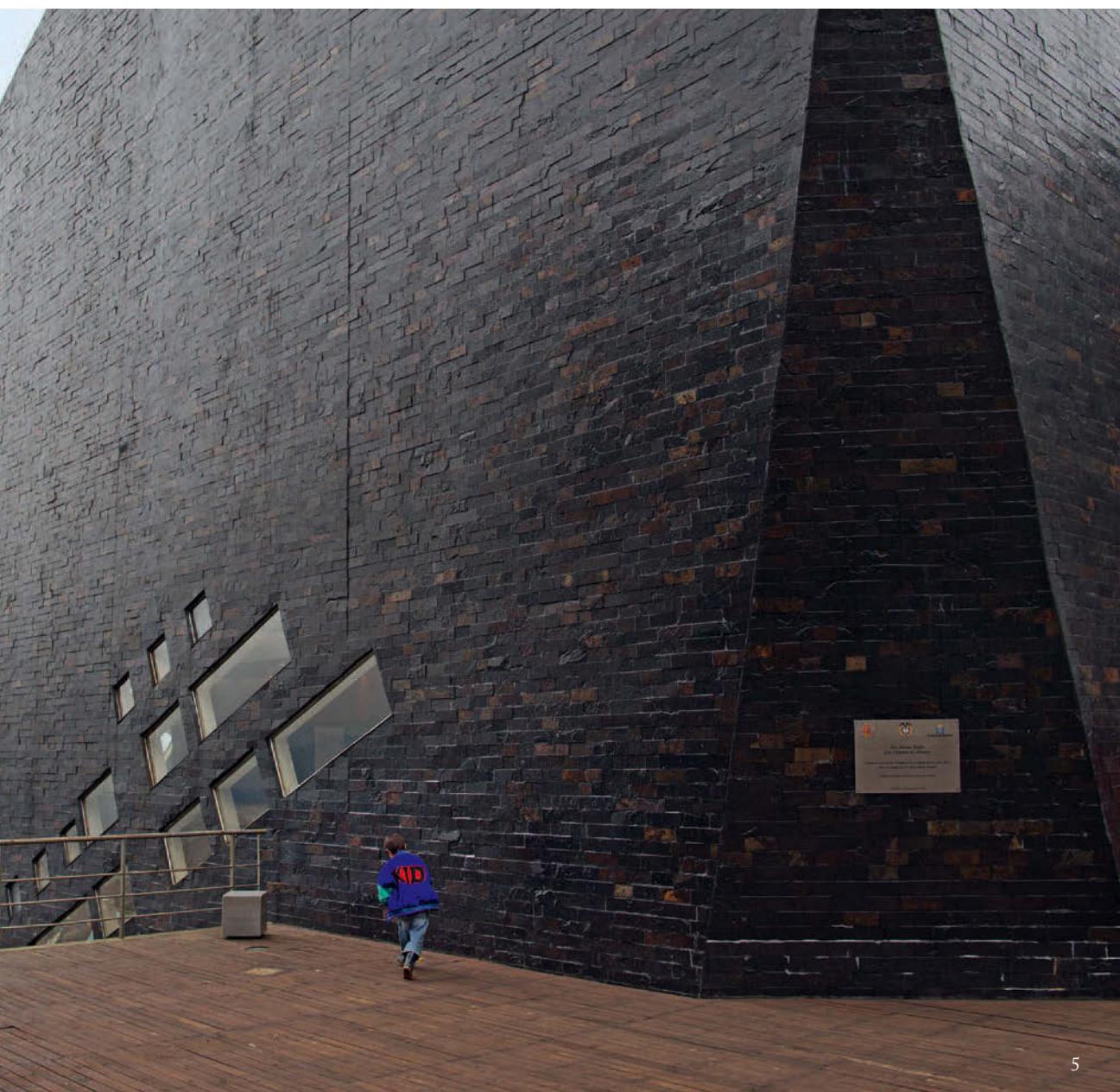




2

3

4



5

1) 61 Prozent plus:
Maria Adelaida
Tamayo leitet
erfolgreich die
Abteilung
Investment des
Grupo Sura.

2) Kunst statt Krieg:
Der Musiker César
López verwandelte
20 Sturmgewehre in
Gitarren. Er sagt, er
hofft, mit Kunst die
Menschen verändern
zu können.

3) Medellín chic:
Adriana Montoya
kreiert Bademode
für das Label Onda
de Mar. Ihre
Designs gibt es auch
in New York und
Florida zu kaufen.

4) Harter Job:
Aníbal Gaviria muss
die Reformen seiner
Vorgänger vertiefen.
Dem Bürgermeister
werden Ambitionen
auf Kolumbiens
Präsidentenamt
nachgesagt.

5) «Felsen des
Wissens»: Parque
Biblioteca España,
das Kulturzentrum
im Armutsviertel
Santo Domingo.





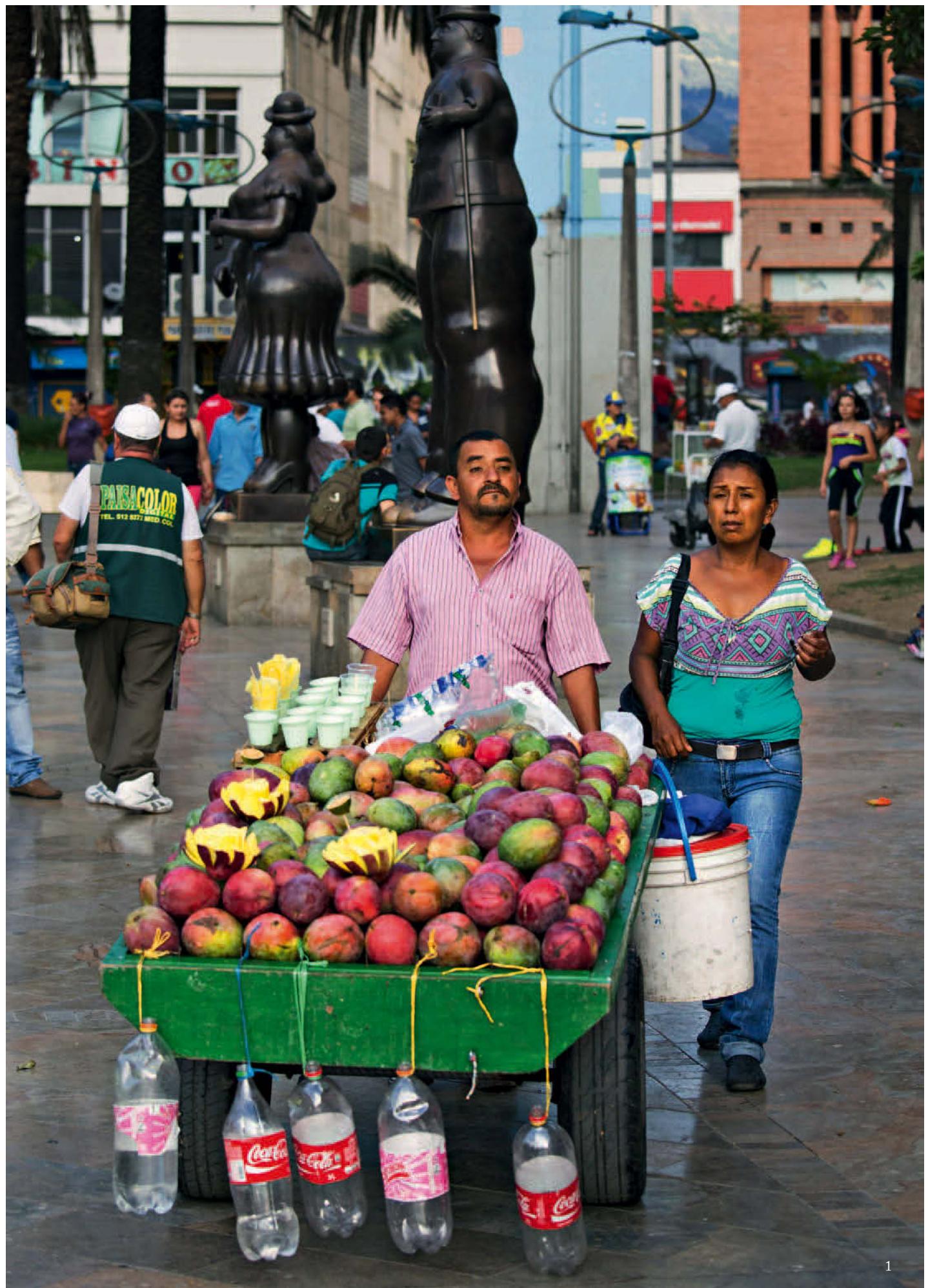
Metro-Polis Medellín: Die 1995 eröffnete U-Bahn überquert das Stadtzentrum. Das Tango-Pärchen an der Hauswand wirbt für eine Ausstellung von Fernando Botero, dem bekanntesten Künstler der Stadt.

kontrollierte das Medellín-Kartell Ende der 80er Jahre. Noch heute prangen Graffiti mit dem Kopf des schnauzbärtigen Massenmörders und Milliardärs im «Barrio Pablo Escobar» im 9. Bezirk. Dort liess der «Boss des Bösen» – so der Name der erfolgreichsten Telenovela der letzten Jahre – seinerzeit 300 Häuser errichten und verschenken. Als sich das Blatt schliesslich wendete, als die lokalen Eliten ihr Stillschweigen aufgaben, als Escobars Killer Bomben im ganzen Land zündeten und schliesslich eine Allianz aus Behörden und Gangstern Jagd auf den aus dem Gefängnis entwischten Capo machte, konnte dieser sich noch 498 Tage lang im Backsteindschungel der Barrios verstecken. Am 2. Dezember 1993 trafen ihn auf einem Hausdach die tödlichen Kugeln.

«Den Ärmsten nur das Beste»

Doch damit war das Leid nicht beendet. Der Krieg zwischen Guerillas und Paramilitärs frass sich in die Elendsquartiere, bis 2002 der gerade gewählte Präsident Álvaro Uribe Elitetruppen losschickte. Nach mehreren Tagen brutalen Häuserkampfs war Medellín Guerilla-frei. Seither kontrollieren Paramilitärs und deren Nachfolgebanden die Slums.

«Medellín war Gewalt, soziale Ungleichheit und nochmals Gewalt», sagt einer, der acht Jahre seines Lebens einsetzte, um daran etwas zu ändern. Mauricio Valencia, heute Infrastrukturminister der Provinz Antioquia, war als städtischer Planungsdirektor der Architekt jener «transformación ciudadana», die heute Kommunalpolitiker aus ganz Lateinamerika, aus Afrika und Südasien in das Hochtal lockt. Der studierte Ingenieur gehörte zu jenen eher jungen und eher langhaarigen Wilden, die um die Jahrtausendwende beschlossen, ihre Karrieren in Universitäten und Zeitungsredaktionen aufzugeben, um eine Kommunalpolitik zu wagen, die alle bisherigen Ansätze auf den Kopf stellte. 2004 schaffte die Gruppe um den damals 47-jährigen Mathematikprofessor Sergio Fajardo den Wahlsieg und begann eine Planung unter dem Motto: «Den Ärmsten nur das Beste». So entstanden Schulen, Sportstätten, Kulturzentren, Kindergärten, Bibliotheken, Seilbah-





1) Fruchtbare
Geschäfte: Ein
Händler bietet im
Zentrum Mangos
feil. Der informelle
Sektor macht etwa
die Hälfte der
kolumbianischen
Wirtschaft aus.

2) Gespannte Ruhe:
Ein Soldat steht
Wache auf den
Höhen der Comuna
13. In dem Viertel
bekriegen einander
zwei Drogenbanden
um die Kontrolle der
Transportrouten.

3) Picknickpause:
Freundinnen
verbringen ihren
Sonntagnachmittag
auf einer Wiese
im Viertel Ciudad
del Río.

2



3

nen, Brücken und sogar elektrische Rolltreppen, die ehemel verfeindete Quartiere verbinden. 320 Seiten umfasst der «Führer der Stadttransformation», in dem die Gemeinde alle Projekte vorstellt, die zwischen 2004 und 2011 realisiert wurden und die, in modernem Design, heute tatsächlich funktionieren.

Steil bergan kurvt das Taxi, es geht in den Westen der Stadt. Durch das Viertel Robledo, das immer armseliger wird, je steiler der Hang abfällt. Ganz oben, auf einem Sattel, leuchtet die orangefarbene Fassade der «Institución Educativa Aures».

Im Geviert um den vergitterten Schulhof angelegt wirkt das saubere dreistöckige Gebäude wie eine Trutzburg der Humanität inmitten all der Misere. Direktorin Patricia Salazár, eine rigorose Dame in den Fünfzigern, erklärt bei einem Rundgang durch den Pausenhof, den Speisesaal, die Bibliothek, den Computerraum, dass die Familien sämtlicher 1460 Eleven den untersten drei Einkommensklassen angehören. «Wir haben hier alle Problemfelder, die Sie sich nur vorstellen können, und wahrscheinlich noch mehr.» 430 Kinder bekommen ein warmes Mittagessen in der Schule, damit sie wenigstens einmal am Tag den Magen voll kriegen.

«Edelmut, Toleranz, Respekt»

Um halb zehn ist Pause für die Grundschüler, Gelegenheit für einen Blick in die Klassenzimmer. Zwei Dinge fallen auf: die vielen Bänke – bis zu 42 Kinder pro Klasse – und die weisse Tafel, die in Wirklichkeit eine Leinwand ist. Auf diese strömt der Stoff via Videobeamer aus dem Lehrer-Laptop. Alle Klassenzimmer seien mit neuester Technologie ausgestattet, sagt die Direktorin, während sie die Köpfe all der Kinder küsst, die auf sie zulaufen und sie umarmen. Patricia Salazár sagt, die Technologie sei ein sehr willkommenes Werkzeug. Aber das, worauf es wirklich ankommt, haben die Zweitklässler mit Filzstiften auf die altmodische Tafel nebenan geschrieben: «Einsatz, Edelmut, Toleranz, Respekt, Liebenswürdigkeit».

82 Prozent des gesamten Stadthaushalts fließen in soziale Projekte, 2012 waren das über 1,24 Milliarden Dollar. Davon gibt die Stadtverwaltung 400 Millionen Dollar

für Bildung aus; keine andere Stadt auf dem amerikanischen Kontinent gibt prozentual so viel für Bildung aus.

Ausnahmsweise nicht korrupt

Und wie kann Medellín das finanzieren? Einen Teil der Antwort bekommt man im «edificio inteligente», einem silbrig glänzenden Hochhaus im Stadtzentrum. Dort, im 15. Stock, empfängt um sieben Uhr früh Juan Esteban Calle, 47, der Direktor von EPM. Die «Empresas Publicas Medellín» wurden 1955 gegründet, mit Unterstützung der Weltbank, die dringend empfahl, diese Stadtwerke nach den Regeln des Marktes und möglichst fern von politischen Konjunkturen und Einflussnahmen zu führen. Alle Direktoren beherzigten dies tatsächlich, ein Einzelfall in Lateinamerika, und die Firma war in den 58 Jahren ihres Bestehens in keinen einzigen

Keine Stadt auf dem amerikanischen Kontinent gibt prozentual so viel für Bildung aus.

gen grossen Korruptionsskandal verwickelt; auch das ein Unikum. Deshalb konnte sich EPM zum zweitgrössten Unternehmen Kolumbiens entwickeln, dem 55 Firmen zugehören, zum international aktiven Energieversorger, zum Technologiekonzern – und zum Finanzierer der «transformación ciudadana»: 600 Millionen Dollar hat EPM im Vorjahr in die Stadtkasse überwiesen. «Alle in dieser Firma wissen, ihr Einsatz gilt der ganzen Gesellschaft», sagt Calle, «deshalb gehen wir mit einem besonderen Stolz zur Arbeit.»

Stolz ist ein Wort, das man in Medellín oft zu hören bekommt. Die Paisas, so nennen sich die Bewohner von Antioquia, sind in Kolumbien bekannt und manchmal auch verschrien für ihren Geschäftssinn und ihren Lokalpatriotismus. Der war Medellíns Lebensversicherung in

den Jahrzehnten der Finsternis. Denn keiner der vier Riesen, die das Wirtschaftsleben der Metropole seit Jahrzehnten dominieren, kehrte der Stadt jemals den Rücken. Angesichts der Bedrohung durch Escobar tauschten das Geldhaus Bancolombia, der Zementkonzern Arcos, die Food-Gruppe Nutresa und die Finanzholding Sura untereinander Aktienpakete aus, um Übergriffe abzuwehren. Bis heute sind die vier Riesen die Zugmaschinen der lokalen Wirtschaft – und die wichtigsten privaten Förderer der Entfesselung Medellíns.

Maria Adelaida Tamayo erklärt, warum: «Wir unterstützen die soziale Transformation, weil wir Vertrauen in die Institutionen haben.» Die junge Betriebswirtin leitet die Investment-Abteilung der Holding Sura, die ausgehend vom Versicherungskonzern Suramericana zur grössten Finanzholding des Landes gewachsen ist und heute für 29 Millionen Kunden in acht lateinamerikanischen Ländern Aktiva im Gesamtwert von 120 Milliarden Dollar administriert. Die Holding konnte ihren Gewinn im ersten Quartal 2013 um 61,2 Prozent im Vergleich zum Vorjahr steigen. Sura gehört zu den Profiteuren des 2012 in Kraft getretenen Freihandelsabkommens mit den USA.

«Uns geht es gut, wenn es dem Land gut geht», sagt Tamayo. Kolumbiens Wirtschaft wächst seit Jahren stabil um etwa fünf Prozent, während der vergangenen zwölf Jahre haben sich die Investitionen in dem Land mehr als verfünfacht. Vor diesem Hintergrund konnte sich die Firma 2011 in sieben Nachbarländern einkaufen. Und sie konnte Kultur-, Sport- und Sozialprogramme in Medellín unterstützen.

Die enge und langfristige Partnerschaft mit den mächtigen Privatunternehmen ist das zweite Fundament der sozialen Baustelle Medellín. Doch, so schränkt Managerin Tamayo ein, «das funktioniert nur, solange wir darauf vertrauen können, dass die Programme, an denen wir uns beteiligen, auch die Amtszeit der jeweiligen Bürgermeister überdauern».

Aníbal Gaviria wäre nicht gewählt worden, hätte er den Kurs seiner Vorgänger ändern wollen; denn die «transformación ciudadana» ist längst *common sense*. Der 47-Jährige leitet die Geschicke der



1

Der Stolz war die Lebensversicherung Medellíns in der Zeit der Finsternis.



2



3

Stadt seit Anfang 2012. Anders als seine zwei Vorgänger ist er kein Polit-Aussenseiter. Der Betriebswirt entstammt der Elite – seiner Familie gehört der grösste Zeitungsverlag Medellíns – und der Liberalen Partei. Als der Erneuerer Fajardo 2004 zum Bürgermeister gewählt wurde, bezog Aníbal Gaviria den Gouverneursposten von Antioquia, Anfang 2012 haben die beiden die Rollen getauscht, Fajardo leitet nun die Provinz, deren Regierungsgebäude gleich jenseits der kugelsicheren Fenster des Bürgermeisterbüros aufragt. Damals wie heute arbeiten beide eng zusammen.

Angeschoben haben seine Vorgänger, Gaviria hat nun die weniger spektakuläre Aufgabe, die Transformation zu vertiefen, und dies vor einem komplexen Hintergrund. Die Textilindustrie leidet seit dem Freihandelsabkommen unter der Grenzöffnung. Und der Kaffeeanbau, seit jeher Einkommensquelle für das ländliche Antioquia, lohnt sich nach der steten Aufwertung des Peso nicht mehr. Deshalb stehen viele Campesinos vor der Wahl, >

1) Mehr Spass! Die Springbrunnen vor dem Ausstellungs-zentrum «Parque Explora» sind offen zugänglich.

2) Mehr Wissen! Ein Lesesaal der Bibliothek im Elendsviertel Santo Domingo. 400 Millionen Dollar gibt die Stadt für Bildung aus.

3) Mehr Kunst! Direktorin María Mercedes González im Museum für zeitgenössische Kunst.

4) Mehr Zeit! Seilbahnen erschliessen die Armenviertel. Viele Leute kommen so schneller zur Arbeit.



4



Form vollendet:
Der Kreisel aus
Beton ist das
Portal zum
revitalisierten
Jardín Botánico.
Wie alle
Neubauten der
«Stadttransfor-
mation» wurde
er in modernem
Design
ausgeführt.

Koka anzubauen – oder ihr Glück in der übervollen Stadt zu suchen.

Und: Noch immer zählt Medellín zu den gefährlichsten Städten. Obschon 2012 in den Horror-Rankings um zehn Plätze nach hinten gerutscht, liegt die Stadt mit 49 Mordopfern auf 100 000 Einwohner (1991: 381) an dritter Stelle in Kolumbien und auf Platz 24 weltweit. Es kann, kurzfristig, auch wieder schlimmer werden. Denn in den Quartieren bekriegen einander immer noch die Narcos um die Kontrolle der Drogenrouten. Allein im Bezirk Comuna 13 haben die Behörden vier Bataillone aus Polizei und Militär stationiert. Dort, wo die sechs Rolltreppen installiert wurden, eines jener Vorzeigeprojekte, mit denen Medellín den Ehrentitel der «innovativsten Stadt 2013» erringen konnte.

Der Anspruch lautet: Avantgarde

Bürgermeister Gaviria hofft, dass sich nach der Auszeichnung noch viel mehr internationale Konzerne für Medellín interessieren. Längst hat die Stadt eine effiziente Agentur, die Interessenten ihre Wünsche – Steuernachlässe, Verbindung zu Hochschulen, Büros für Start-ups und attraktive Standorte – erfüllen hilft. Im Parque Técnológico Manantiales, in den Hügeln über dem eleganten Viertel El Poblado, wo sich

die Wohlhabenden eine streng bewachte Erste-Welt-Enklave eingerichtet haben mit Shoppingcentern, Sportclubs, Restaurants und Discos, hat sich der US-Konzern Kimberly-Clark mit einem globalen Innovationszentrum installiert. Und unten in der Stadt prangt das Signet des Computerriesen Hewlett-Packard, der in einem hy-

Das innovative Herz der Stadt soll zum Medellín-Kartell des Fortschritts werden.

permodernen Bürohaus sein Servicezentrum für Lateinamerika eingerichtet hat. Zwei Stock tiefer residiert seit März das Schweizer Zementunternehmen Holcim, das ebenfalls seine Dienstleistungen in der Region von hier aus koordiniert.

Avantgarde ist der Anspruch, denn hier, im Komplex «Ruta N», schlägt das innovative Herz der Stadt. Juan Pablo Ortega, Direktor und Hausherr des Centers, hat sich eine Dreifachstrategie ausgedacht: Zunächst will er helfen, lokale Firmen mit

den internationalen Märkten zu vernetzen, und ausländische Start-ups in Medellín unterstützen; dazu steht ein ganzes Stockwerk bereit, in dem ausländische Firmen voll ausgestattete Büros zwei Jahre lang belegen können. Mittelfristig soll aus «Ruta N» eine Plattform werden, die, in Abstimmung mit Unis und Forschungslabors, Innovationen sammelt und vermarktet; ein Medellín-Kartell des Fortschritts gewissermassen. Langfristig soll der Think-and-sell-Tank dabei helfen, eine systematische Innovationskultur zu etablieren, die Risiken – auch finanzielle – in Kauf nimmt und Niederlagen als Herausforderung zum Wiederbeginn versteht. «Und die unseren Blick befreit, trotz der Berge auf allen Seiten», wie Ortega zum Abschied scherzt.

Nur fünf Minuten nach der Abfahrt von «Ruta N» ist es der Taxifahrer, der die schöne Zukunftsmusik jäh beendet. Er berichtet, dass er kürzlich seine fünfzehnjährige Tochter verlor. Sie starb im Kreuzfeuer zweier Drogengangs. □

Andreas Fink ist Südamerika-Korrespondent von «Focus» (D) und «Die Presse» (Ö).

Luca Zanetti ist freier Fotograf, er lebt in Zürich und Medellín.

Lateinamerikas Wirtschaft Das Ende des Wachstumsschubs der 2000er Jahre macht Reformen unumgänglich.

Nach recht schwachem Wachstum in den 80ern und einer durchwachsenen Performance in den 90ern konnte Lateinamerika im Zuge des globalen Wirtschaftsbooms der 2000er ein recht solides Wachstum erzielen. Insbesondere eine auf grössere finanzpolitische und monetäre Stabilität ausgerichtete Wirtschaftspolitik hat nach vielen Krisenjahren zu dieser Entwicklung beigetragen. In den 2000ern kam vor allem den rohstoffexportierenden Ländern die steigende Nachfrage aus Asien zugute, während die interne Nachfrage durch günstige Finanzierungsbedingungen gestärkt wurde. Insgesamt blieb die Expansion während dieses Zeitraums aber weit langsamer als in anderen aufstrebenden Regionen wie beispielsweise Asien.

Brasilien kein Weltmeister

Brasilien, das geografisch und wirtschaftlich gesehen fast die Hälfte des lateinamerikanischen Raumes ausmacht, ist infolge des schwachen Wachstums der letzten zwei Jahre in den Fokus gerückt. Das Land sieht sich aufgrund der starken Währung und protektionistischer Regulierungen mit einem geschwächten Industriesektor sowie einem Verlust an Wettbewerbsfähigkeit konfrontiert. Zudem leidet es an einem Mangel an gut ausgebildeten Arbeitskräften und einer leistungsfähigen Infrastruktur.

Trotz bevorstehender Fussball-WM und Olympischer Spiele im eigenen Land steht Brasilien im Schatten von Mexiko. Seit der Finanzkrise gab es zwar auch Reformen in

Richtung mehr Investitionen. Allerdings bleiben wichtige Bereiche wie die Vereinfachung des Steuersystems noch unangetastet. Ein schwächeres Wachstum und Wahlen im Jahr 2014 dürften auch hier den Druck für marktfreundlichere Reformen erhöhen.

Mangelnde Produktivität

Die fortgeschrittene Urbanisierung der Region (2009 lebten 80 % der Bevölkerung in Städten, ein mit Industriestaaten vergleichbares Niveau) hat in den Grossstädten Lateinamerikas zu überlasteten Verkehrssystemen, steigenden Häuserpreisen und zunehmender Verschmutzung geführt. Diese Infrastrukturmängel limitieren die Entwicklungschancen.

Das Hauptproblem vieler lateinamerikanischer Länder ist die geringe – in den 80ern und 90ern sogar negative – Produktivitätsentwicklung. Dies liegt primär an den niedrigen Spar- und Investitionsquoten. Klein- und Mittelunternehmen (KMU), die in Lateinamerika wie überall auf der Welt einen Grossteil der arbeitstätigen Bevölkerung beschäftigen, weisen im Vergleich zu ähnlichen Unternehmen in Ostasien eine relativ geringe Dynamik auf. Dies liegt wohl einerseits an staatlichen Fehlanreizen, anderseits an einer wenig entwickelten Unternehmertum.

Um ein besseres Wachstum zu generieren, müssen die Länder Lateinamerikas deshalb Reformen implementieren. Statt staatlicher Beschäftigung und Subventionen des

Konsums ist unter anderem eine gezielte Förderung von langfristigen Auslandinvestitionen anzustreben. Um die Attraktivität für solche Investitionen zu erhöhen, sind sowohl Reformen der Arbeitsmärkte, des Steuersystems, der Finanzpolitik als auch die Deregulierung gewisser Sektoren nötig.

Einige Länder Lateinamerikas sind bezüglich Reformen wesentlich weiter als andere. Chile gilt als eines der bestentwickelten Länder der Region dank solidem geld- und finanzpolitischem Management und gut ausgebildeten Institutionen. Auch Peru und Kolumbien haben investitionsfördernde Schritte unternommen, während in Argentinien und Venezuela der Protektionismus seit der Finanzkrise noch zugenommen hat.

Hoffnungsträger Mexiko

Mexikos neue Regierung hat in jüngster Zeit wahrscheinlich die vielversprechendsten Reformierungsschritte eingeleitet: Die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes wurde vorangetrieben und der Telekomsektor liberalisiert. Zudem stehen Reformen der Fiskalpolitik und die Öffnung des staatlich dominierten Ölsektors auf der Agenda.

Fazit: Wer reformiert, gewinnt, auch in Lateinamerika. Wer hingegen die Reformen vernachlässigt, wird es schwer haben gegenüber den gut aufgestellten asiatischen Schwellenländern.

Nora Wassermann arbeitet beim Global Macroeconomic Research der Credit Suisse.

ZUR LAGE DER REGION: ZAHLEN UND FAKTEN

30 %

Seit den 90er Jahren hat sich die Einkommensungleichheit in Lateinamerika reduziert, obgleich sie immer noch relativ hoch ist. Der Anteil der Bevölkerung, deren Einkommen unter der lokalen Armutsgrenze liegt, sank deutlich von etwa 50 % auf 30 %. Gleichzeitig hat die zunehmende Urbanisierung zu einem Anstieg der Beschäftigung in der Industrie und den Dienstleistungssektoren und damit der mittleren Einkommen geführt.

8 %

Seinen Anteil am globalen Bruttoinlandsprodukt (BIP) konnte Lateinamerika seit den 90ern kaum erhöhen (etwa 8 %), während die Schwellenländer Asiens ihren Anteil vervierfachtet (etwa 20 %).

70 %

Etwa 70 % von Mexikos Exporten, hauptsächlich industrielle Güter, gehen in die USA. Somit ist Mexikos zyklische Entwicklung stark vom US-Wachstum abhängig. Im Gegensatz dazu hat sich das restliche Lateinamerika stärker Richtung Asien ausgerichtet. Der Anteil Asiens an Lateinamerikas Gesamtexporten ist seit dem Jahr 2000 von etwa 3 % auf 17 % gestiegen. In den grössten südamerikanischen Ländern machen Rohstoffe heute den Grossteil der Ausfuhren aus. Das bringt die Länder in eine Abhängigkeit vom asiatischen Wachstum, vor allem von China. Strukturell schwächeres Wachstum in China könnte sich somit negativ auswirken.

Alles, was Recht ist

Wo man auch hinschaut: überall Gesetze, Verordnungen, Vorschriften. Allein in dieser Alltagsszene aus dem bernischen Aarwangen finden sich gegen 140 Erlasse, Reglemente und Paragrafen. Sie sorgen, je nach Standpunkt, für Ordnung oder für Überregulierung.

Von Urs Zurlinden





Die Paragraphen auf diesem Bild (Auswahl)

● — Bundesrecht

2 Ehepaar: Zivilgesetzbuch (SR 210)
Zum Beispiel Art. 13: Vaterschaftsklage

3 Familie: Bundesverfassung
(SR 101)
Art. 14: Recht auf Ehe und Familie

25 Luft: Luftreinhalteverordnung
(SR 814.318.142.1)
Art. 14: Emissionsmessungen

30 Restaurant: Alkoholgesetz (SR 680)
Art. 27: Einführprotokoll des Bundes

■ — Kantonsrecht

41 Kantonsgebiet: Vellerat-Gesetz
(BSG 105.232)
Art. 1: Kantonswechsel für Vellerat
zum Kanton Jura

42 Gemeindehaus: Publikationsgesetz
(BSG 103.1)
Art. 23: Kostenlose Einsichtnahme

60 Bäume: Naturschutzgesetz
(BSG 426.11)
Art. 11: Verwendung von Giften

76 Radfahrer: Gesundheitsgesetz
(BSG 811.01)
Art. 34: Forschung am Menschen

✖ — Gemeinderecht

92 Fassade: Baureglement
Farbvorschriften

95 Abwasser: Abwasserreglement
Anschlusspflicht

100 Gemeindehaus: Gemeindeordnung
Organisation der Gemeinde

105 Strassenlampe: Elektrizitäts-
reglement
Versorgungspflicht und Tarifordnung

▲ — Straßenverkehrsrecht

111 Parkplatz: Signalisationsverordnung
(SR 741.21)
Art. 48: Markierungen

118 Rücklicht: Verordnung Technische
Ausrüstung (SR 741.41)
Art. 73: Anhang 10: Farben

121 Traktor: Verkehrsregelverordnung
(SR 741.11)
Art. 86 ff.: Landwirtschaftliches
Fahrzeug

Auf diesem Bild finden sich 138 Paragraphen, die auf diese Alltagsszene einwirken. Da niemand gerne Gesetzesartikel liest, führen wir stellvertretend nur eine kleine Auswahl an. Alle Paragraphen finden Sie als PDF unter www.credit-suisse.com/bulletin.

D

as eidgenössische Zusammenleben steckt voller Regieanweisungen. Tausende von Bestimmungen und Paragrafen normieren den Alltag und markieren die Schranken der Freiheit. Zurzeit sind auf Bundesebene 4768 Erlassen in Kraft. Mehr als die Hälfte davon (2776) sind in Staatsverträgen enthalten, das eigentliche Landesrecht umfasst knapp 2000 Erlassen. Dazu kommt die Rechtsset-

wendet für sein gesetzeskonformes Geschäften jährlich 1000 Stunden auf, schätzt der SGV, und ein Vermögensverwalter hat wöchentlich mindestens vier Stunden Verwaltungsarbeit zu erledigen. Insgesamt dürften, so die Hochrechnung des Gewerbeverbandes, die Regulierungskosten über 50 Milliarden Franken betragen. «Überregulierung ist das grösste Problem unserer Wirtschaft», sagt SGV-Direktor Hans-Ulrich Bigler. Bis 2018, so seine Forderung, seien die Regulierungskosten um zehn Milliarden abzubauen.

Dass Deregulierung und Bürokratieabbau die Kosten senken, belegt eine im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) durchgeführte Erhebung. Demnach führte allein der neue, elektronische Lohnausweis zu einer administrativen Entlastung der Schweizer Unternehmen von 11,7 Millionen Franken pro Jahr.

Doch die Aussicht auf mehr Effizienz und Wirtschaftlichkeit wird nach wie

staatlicher Willkür und verbietet nicht nur, sondern ermöglicht auch.

Dass man es allerdings übertrieben hat, dessen ist sich die Schweizer Politik, im Prinzip, durchaus bewusst. Nach parlamentarischen Vorstößen reagierte der Bundesrat mit einer Säuberungskampagne und strich 2008 aufs Mal gegen 200 Erlassen – ohne ersichtlichen Schaden für den Rechtsstaat. Und er beschloss ein Massnahmenpaket zum Abbau der administrativen Belastung. Damit sollen neue Bundeserlasse auf ihre wirtschaftlichen Auswirkungen untersucht werden. Überdies stellte er bis 2015 mehrere Massnahmen in Aussicht, darunter Vereinfachungen im Baurecht und den Ausbau des elektronischen Lohnsystems.

Auch in den Kantonen bemüht man sich um schlankere Gesetzbücher: Von Ende 2006 bis Ende 2012 ist die Gesamtzahl aller kantonalen Gesetze und Verordnungen um 5,6 Prozent von 17 782 auf 16 788 zurückgegangen. Auffallend sind die Unterschiede zwischen den Kantonen: Während Appenzell Ausserrhoden sich mit 330 Erlassen begnügt, weist Neuenburg nicht weniger als 1263 aus.

Was tun? Einige Länder wie die USA und Grossbritannien haben für sich ein Mittel gegen ein ungebremstes Wuchern gefunden: Sunset-Legislation nennen sie das Prinzip, wonach ein Gesetz nach einer bestimmten Zeit automatisch ausser Kraft tritt, sofern es vom Gesetzgeber nicht bewusst erneuert oder bestätigt wird. Auch im EU-Recht ist die periodische Überprüfung von Erlassen und Normen alle fünf Jahre vorgesehen. In der Schweiz ist ein Abebben der Paragrafenflut nicht in Sicht. Der Rechtsstaat hat sich längst die Freiheit genommen, sich weiter auszudehnen – demokratisch legitimiert und freiheitlich entschieden. □

Die Aussicht auf mehr Effizienz und Wirtschaftlichkeit wird von einem Wald von Paragrafen versperrt.

zung in den Kantonen mit 16 788 Erlassen und jene in den Gemeinden, die so unübersichtlich wie detailreich ist.

Der Fiebermesser für den Aktivismus beim Legiferieren ist die Amtliche Sammlung des Bundesrechts. Dort erreichte der Paragrafenpegel einen neuen Höchststand: Ende 2012 verzeichnete die Sammlung einen Zuwachs von 7508 Seiten, so viel wie nie zuvor (siehe Grafik rechts). Das über die Jahrzehnte gewachsene Bundesrecht umfasst gut 65 000 A4-Seiten. Aneinandergereiht entspricht dies einer Länge von 19,3 Kilometern.

Der Eifer fordert seinen Preis. Der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) liess 2010 die Regulierungskosten erheben, die bei den KMU anfallen. Demnach ergeben sich allein für die Bereiche Sozialversicherungen, Arbeitsrecht, Arbeitssicherheit und Lebensmittelhygiene jährliche Kosten von vier Milliarden Franken. Ein KMU mit bis zu neun Mitarbeitern

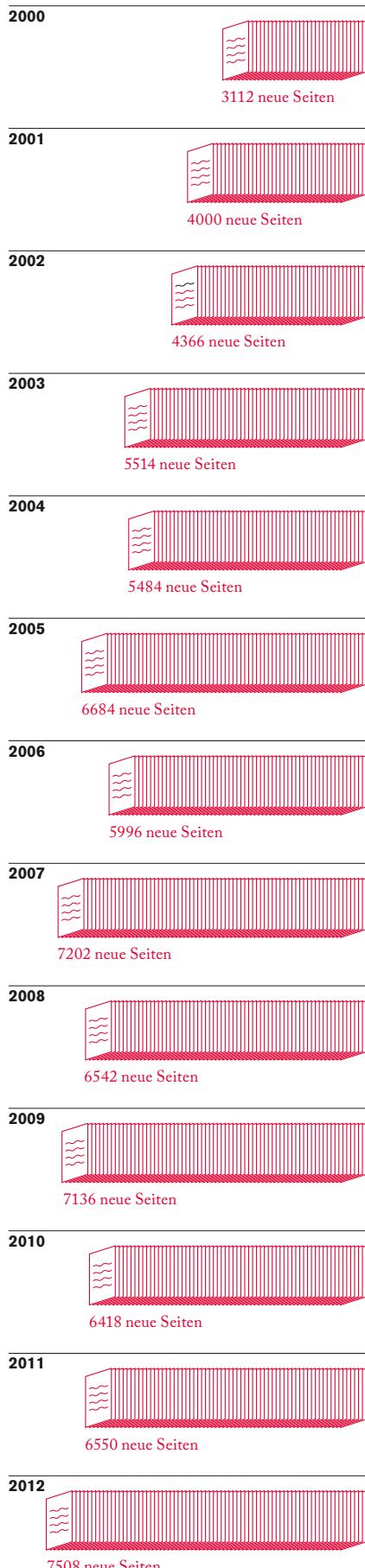
vor von einem Wald von Paragrafen versperrt. Beispiel Mehrwertsteuer mit ihren drei Sätzen und 29 Ausnahmen: Der rund 1500 Seiten umfassende Leitfaden beschäftigt sich zu zwei Dritteln mit den Problemen, die aus diesen Kombinationen entstehen. Die Politik lehnte einen Einheitssatz ab, der Schreinermeister muss sich nach vor durch die Papierstösse kämpfen. Beispiel Baugewerbe: Das Planungs- und Bauwesen stützt sich auf 140 000 Normen. Eine Studie wies schon 1998 nach, dass die damalige Regelungsvielfalt Kosten von 2,4 bis 6 Milliarden Franken verursachte. Beispiel Verkehr: Jeder Polizist sollte allein aus dem Strassenverkehrsrecht 913 Einzelvorschriften kennen. Kurz sind dabei nur die Abkürzungen der Erlassen: SSV, SVG, SKV, VRV, VVV usw.

Regeln und Regulierungen sind in einem Staatswesen selbstverständlich unabdingbar und vielerorts sinnvoll. Recht schafft Sicherheit, schützt die Bürger vor

Die Alltagsszene hat sich das Bulletin mit drei Fachleuten angesehen: Martin Sommer, Regierungsstatthalter des Oberaargaus, für das Bundes- und Kantonsrecht; Gemeindeschreiberin Gerda Gruber für die Ortsreglemente; Frank Rüfenacht, Fachbereichsleiter Verkehr der Kantonspolizei Bern, für die diversen Verkehrsvorschriften.

Urs Zurlinden ist freier Journalist und Stadtrat der FDP in Langenthal (BE).

Anzahl neuer Seiten in der Amtlichen Sammlung des Bundesrechts



Bürokratie, die unter die Haut geht

Die Kosmetikindustrie ist stark reguliert – doch das ist nicht dramatisch. Schlimmer sind die Hürden in den Schwellenländern.

Unser Unternehmen produziert Kosmetika. Die Produkte gelten neben Arznei- und Lebensmitteln zu den am stärksten reglementierten Konsumgütern. Wie sehr leidet ein KMU wie wir darunter?

In der Schweiz wird unsere Branche durch die Lebensmittel- und Gebräuchsgegenständeverordnung von 2005 geregelt. In Europa und in den meisten Industriekulturen sind die wichtigsten Vorschriften zur Zusammensetzung und Anwendung von Kosmetikprodukten jedoch weitgehend harmonisiert. Um alle gesetzlichen Auflagen zu erfüllen, bedarf es sachkundiger Mitarbeiter mit geeigneter Ausbildung und Erfahrung. Die Kosten für die Entlohnung solcher Mitarbeiter können bei kleineren Unternehmen durchaus zu einer finanziellen Belastung führen.

Änderungen der geltenden Gesetze und Vorschriften werden im Vorfeld mit Verbänden und Interessengruppen diskutiert. Im Vordergrund dieser Regelungen steht der Schutz des Verbrauchers. Natürlich steigen die Ausgaben für analytische Prüfungen (z.B. auf Schwermetalle, Pestizidrückstände in Pflanzenextrakten usw.), klinische Tests, Sicherheitsbewertungen oder Bestimmungen von Lichtschutzfaktoren bei Fertigprodukten. Aber das sind alles wichtige Prüfungen im Sinne des Verbraucherschutzes, die zur Wettbewerbsfähigkeit auf den internationalen Märkten unabdingbar sind.

Ein sich in letzter Zeit verstärkendes Problem sind allerdings protektionistische Massnahmen in einigen Schwellenländern. Vorrangig ist es China, das eine Registrierung aller Kosme-

tikrohstoffe verlangt, die ab 2005 neu auf den Markt gekommen sind. Die Registrierung erfolgt nach einem schwer nachvollziehbaren Mechanismus. Eine Fülle an Details wird verlangt, und das Ende, vor allem das zeitliche Ende einer solchen Registrierung, ist nicht absehbar. Es scheint mir klar, dass diese Massnahmen nicht nur zum Schutz der eigenen Industrie eingesetzt werden, sondern auch dem Know-how-Transfer an die lokalen Hersteller dienen.

Zusammenfassend würde ich sagen: Ja, es gibt sehr viele Paragrafen, mit denen die Herstellung und der Vertrieb kosmetischer Produkte geregelt werden. Diese sind allerdings seit Langem bekannt und durchaus nachvollziehbar. International sind diese Vorschriften in den wichtigsten Industrieländern weitgehend harmonisiert. Ausnahmen bilden die Schwellenländer, die mit bürokratischen Massnahmen ihre Industrien zu schützen versuchen. Sobald diese aber selbst im internationalen Wettbewerb stehen, werden auch diese Länder ihre Massnahmen überdenken und den internationalen Standards angeleichen müssen. Darauf freuen wir uns.



Volker Kalhöfer ist promovierter Chemiker und zuständig für «regulatory affairs» bei der InduChem-Gruppe, zu der Temmentec gehört, einer der führenden Schweizer Hersteller für Kosmetikprodukte. Tem-

mentec wurde 1914 vom Chemiker Paul Müller gegründet.

Temmentec wird von der «SVC AG für KMU Risikokapital» unterstützt, der von der Credit Suisse gegründeten Corporate-Venturing-Firma.

Auf Kosten der anderen

Wer die Umwelt belastet, kommt heute zu billig davon. Denn weil sie ein öffentliches Gut ist, hat sie keinen Preis. Doch wie kann sie geschützt werden? Besser durch freie Marktkräfte als durch staatliche Eingriffe.

Von Sara Carnazzi Weber



Die Luft gehört allen, doch nicht alle können sich Luftfahrt leisten:
spektakulärer Anflug auf die Antilleninsel St. Martin.

Umweltbelastung, Übernutzung natürlicher Ressourcen und Klimawandel sind negative Begleiterscheinungen menschlichen Handelns. Seit die Entwicklungsländer wirtschaftlich stark wachsen und ähnliche Konsummuster zeigen wie die reichen Länder, wird in der öffentlichen Diskussion nicht selten von einer bevorstehenden Umweltkatastrophe gewarnt. Zwei Beispiele: In der Schweiz kommen auf 1000 Einwohner 566 Autos. In China sind es erst 85. Und: Ein Deutscher verbraucht durchschnittlich fast zehn Mal so viel Energie wie ein Inder.

Besteht zwischen Wachstum und Nachhaltigkeit, freier Entfaltung der Marktkräfte und Umweltschutz wirklich ein Gegensatz? Zwingt die steigende Umweltbelastung gar zur Einschränkung liberaler Freiheitsrechte?

Grundsätzlich führen offene Märkte, das zeigen alle Statistiken, zu steigender Wohlfahrt der Akteure. Die freie Entfaltung von Marktkräften, die Angebot und Nachfrage zusammenbringt und wirtschaftliche Initiative lohnenswert macht, ist eine Grundbedingung für Wachstum und letztlich für steigenden Wohlstand. Dass die Natur dabei übernutzt wird, hängt damit zusammen, dass sich für Umweltgüter wie Luft oder Wasser auf dem Markt keine Preise bilden, welche die tatsächliche Knappheit ausdrücken.

Übernutzung ist verlockend

Die Umwelt stellt ein sogenanntes öffentliches Gut dar: Jeder kann es beliebig konsumieren, niemand kann von der Nutzung ausgeschlossen werden. Saubere Luft kommt allen zugute. Ein neues Paar Schuhe hingegen, als Beispiel für ein privates Gut, steht nur dem Konsumenten zur Verfügung, der sie gekauft hat. Umgekehrt fallen die Folgen eines exzessiven Konsums von Umweltgütern nicht nur beim Verursacher an, sondern betreffen auch Dritte.

In der Sprache der Ökonomen: Es entstehen negative externe Effekte. Diese Auswirkungen auf Dritte in Form von Umweltschäden haben keinen Preis. Die Verursacher beziehen sie nicht in ihre Kalkulation ein und darum werden diese Schäden auch nicht auf Märkten abgegolten. So kommt es zu Preisverzerrungen: Produkte, deren Herstellung umweltbelastend ist, kosten zu wenig, was geradezu zu einer Übernutzung der Umweltgüter verlockt. Die üblichen Marktmechanismen funktionieren also im Fall der natürlichen Umwelt nicht, man spricht von Marktversagen.

Ist ein Marktsystem wirklich nicht in der Lage, für mehr Umweltschutz zu sorgen? Lässt sich die Übernutzung nur mit Verboten, technischen Vorschriften und Emissionsgrenzwerten lösen? Das Gegenteil ist der Fall. Durch geeignete Instrumente ist es möglich, dieses Marktversagen zu korrigieren und sich marktwirtschaftliche Kräfte zu-

nutzen zu machen. Wenn durch eine Umweltemission nur wenige Interessen tangiert werden, kann dies über private Verhandlungslösungen geschehen. Bei einer hohen Anzahl von Betroffenen, wie bei den meisten Umweltfragen, ist es Aufgabe des Staates, geeignete umweltpolitische Rahmenbedingungen zu schaffen, zum Beispiel durch die Einführung einer Umwelt- oder Lenkungsabgabe. Das gibt der Umweltnutzung einen Preis und trägt dazu bei, dass ökologische Ziele stärker wahrgenommen werden. Negative externe Effekte werden von Anfang an miteinbezogen.

Was Zertifikate bewirken können

Gemeinsam ist den beiden Lösungsansätzen die Notwendigkeit, Eigentumsrechte an den Umweltgütern zuzuteilen: Es bedarf gesetzlicher Regelungen, die beschreiben, wer genau das Recht an der Nutzung der natürlichen Ressourcen hat und was diese Individuen oder Firmen mit diesem Eigentum tun dürfen. Und was sie kosten – wenn dazu die Möglichkeit geschaffen wird, die Rechte zu handeln, dann arbeitet das Marktsystem für den Umweltschutz.

Genau diese Idee liegt der Schaffung von handelbaren Emissionszertifikaten zugrunde – keineswegs eine neue Idee, reicht der Ansatz doch in die späten sechziger Jahre zurück. Ausgehend von politisch definierten Umweltzielen wird festgelegt, wie hoch die zulässige Gesamtmenge an Emissionen sein darf. Den Unternehmen werden dann Emissionsrechte zugeteilt und entsprechende Emissionszertifikate ausgestellt. Firmen, die mehr umweltbelastende Emissionen verursachen als die Menge, für die sie Zertifikate besitzen, müssen nun ihren Schadstoffausstoss reduzieren oder anderen Unternehmen Zertifikate abkaufen.

Wenn es für eine umweltverschmutzende Firma günstiger ist, in saubere Technologien zu investieren, anstatt zusätzliche Zertifikate zu kaufen, wird sie sich für die Investition entscheiden. Unternehmen, die nur unter hohen Kosten Emissionen vermeiden können, werden hingegen zusätzliche Zertifikate erwerben. Dadurch reduzieren diejenigen Unternehmen ihre Emissionen, für die es am günstigsten ist, und das vorgegebene Umweltziel wird aus gesamtwirtschaftlicher Sicht kosteneffizient erreicht.

Der Erfolg von Emissionshandelssystemen hängt von ihrer Ausgestaltung und vom politischen Willen ab, den Wirtschaftsakteuren (und Wählern) die Kosten von Umweltbelastungen in Rechnung zu stellen. Der Emissionshandel könnte sich so zu einem wirkungsvollen globalen Instrument für den Umweltschutz entwickeln. □

Sara Carnazzi Weber ist Leiterin Macroeconomic and Policy Research bei der Credit Suisse.

Auf der nächsten Seite: Grafiken zu den grössten Umweltgefahren.

Wie geht es uns morgen?

Verschmutzung und Übernutzung von Ressourcen könnten in den nächsten Jahrzehnten das Gesicht des Planeten verändern. Eine Bestandesaufnahme der Gefahren.

Abkürzungen

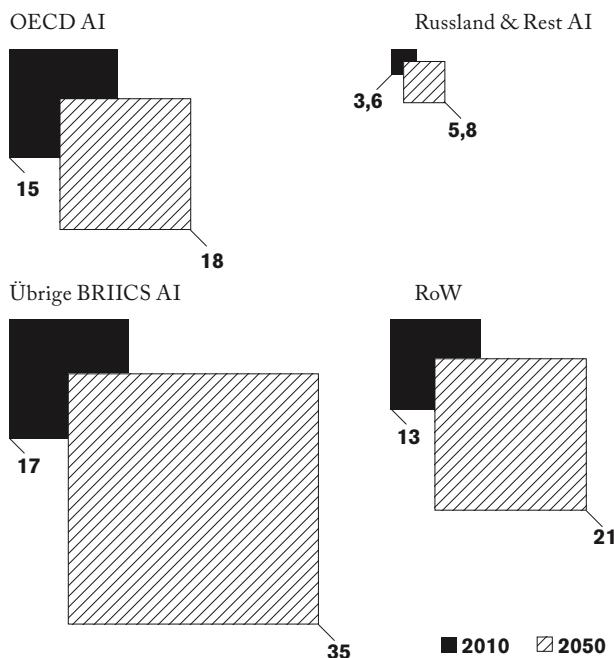
BRIICS: Brasilien, Russland, Indien, Indonesien, China, Südafrika

OECD AI / BRIICS AI: Gruppe der OECD-/BRIICS-Länder, die auch zu den Annex-I-Staaten des Kyoto-Protokolls gehören

RoW: Rest of the World (Rest der Welt)

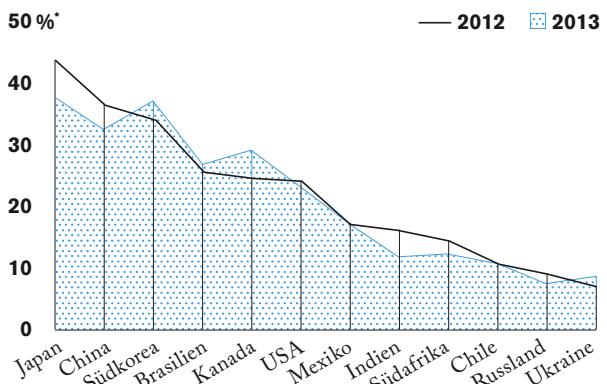
OECD: Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, 34 Mitgliedstaaten

Treibhausgasemissionen: keine Trendwende
Getrieben durch den zunehmenden Weltenergieverbrauch und die rasch steigende Automobilnachfrage in den Entwicklungsländern werden sich Treibhausgasemissionen bis 2050 um 50% erhöhen.



Emissionshandel: Geht Asien voran?

Japan, China und Südkorea dürften laut einer Expertenbefragung in den nächsten fünf Jahren am ehesten ein verbindliches Emissionshandelssystem auf nationaler Ebene einführen.



* Wahrscheinlichkeit, dass ein Emissionshandelssystem eingeführt wird, laut Experten
Quelle: Thomson Reuters Point Carbon

Umwelt und Gesundheit

23 %

der globalen Krankheitslast gehen auf die Umwelt zurück.

88 %

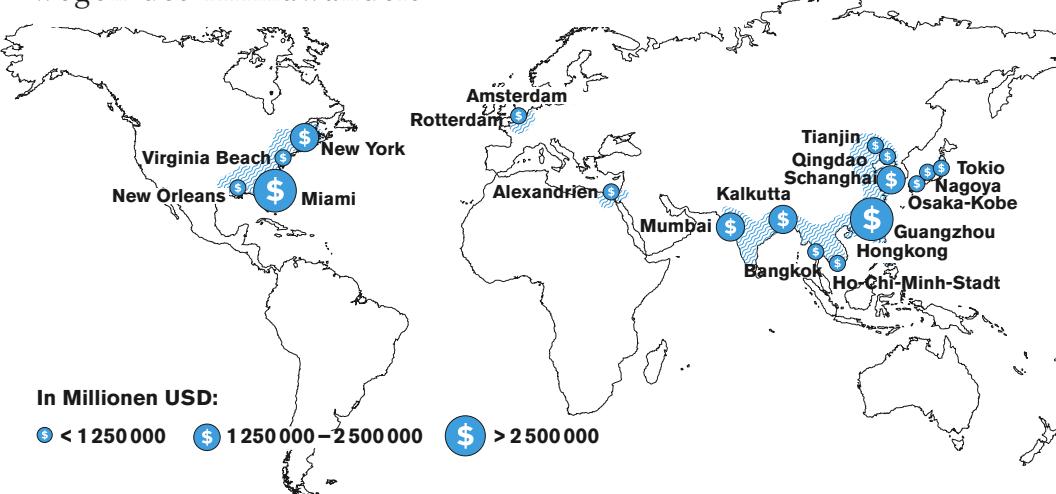
der durchfallbedingten Todesfälle stehen im Zusammenhang mit verschmutztem Wasser, unzureichenden sanitären Einrichtungen und mangelnder Hygiene.

2 Mio.

Todesfälle im Jahr als Folge giftiger Rauchentwicklung von Brennmaterial in der Küche.

Quelle: Global Health Observatory (WHO)

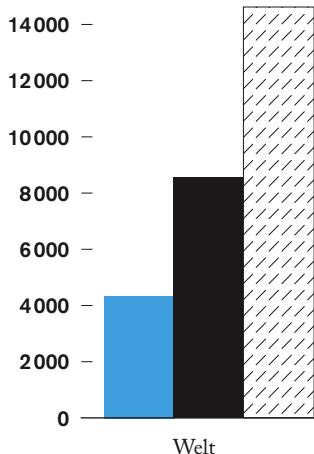
Vernichtung von Kapital in Küstenregionen wegen des Klimawandels



Tiefliegende Küstengebiete sind den Folgen des Klimawandels besonders stark ausgesetzt. Die Anzahl Menschen, die weltweit durch einen Meeresspiegelanstieg und häufigere Sturmfluten bedroht werden, könnte sich bis 2070 auf rund 150 Millionen mehr als verdreifachen. Gefährdet wäre dabei ein Gesamtvermögen von USD 35 000 Mrd., über zehnmal mehr als heute.

Gefährdete Vermögen (FAC-Szenario) (Mio. USD)
Quelle: OECD (2010a), Cities and Climate Change, OECD, Paris; R.J. Nicholls et al. (2008), Ranking Port Cities with High Exposure and Vulnerability to Climate Extremes: Exposure Estimates, OECD Environment Working Papers, No. 1.

16000 – Mrd. USD
Zahlen von 2007



Chemikalienherstellung: BRIICS- schlagen OECD-Länder

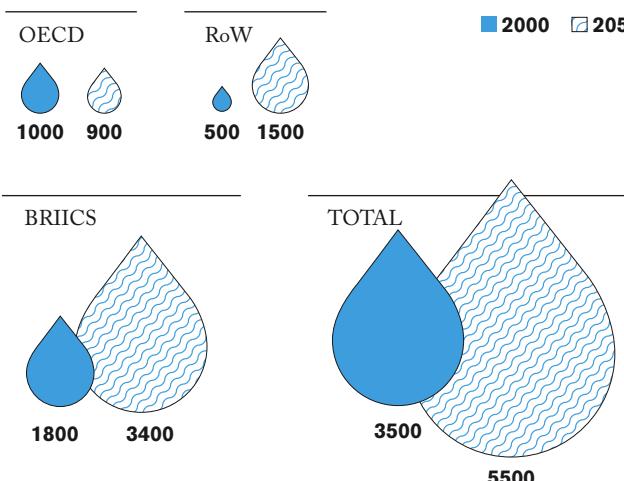
Die Herstellung von Chemikalien wird bis 2050 um rund 3 % pro Jahr wachsen. Damit wird sich die weltweite Produktion fast vervierfachen. BRIICS-Länder mit China als Schwerpunkt machen einen zunehmenden Anteil am weltweiten Herstellungsvolumen an Chemikalien aus und werden bis 2050 die OECD-Länder überholt haben.

■ 2010 ■ 2030 ▨ 2050

Quelle: Basisszenario des OECD-Umweltausblicks; Ergebnisse von Berechnungen anhand des ENV-Linkages-Modells.

Wasserbedarf: bis zum letzten Tropfen

Der Wasserbedarf dürfte sich bis 2050 weltweit um 55 % erhöhen. Dabei werden 3,9 Milliarden Menschen oder über 40 % der Weltbevölkerung in Gebieten mit erhöhtem Wasserstress leben.



Zahlen in km³
Quelle: The Environmental Outlook Baseline; output from IMAGE

Die zehn grössten toxischen Umweltverschmutzer

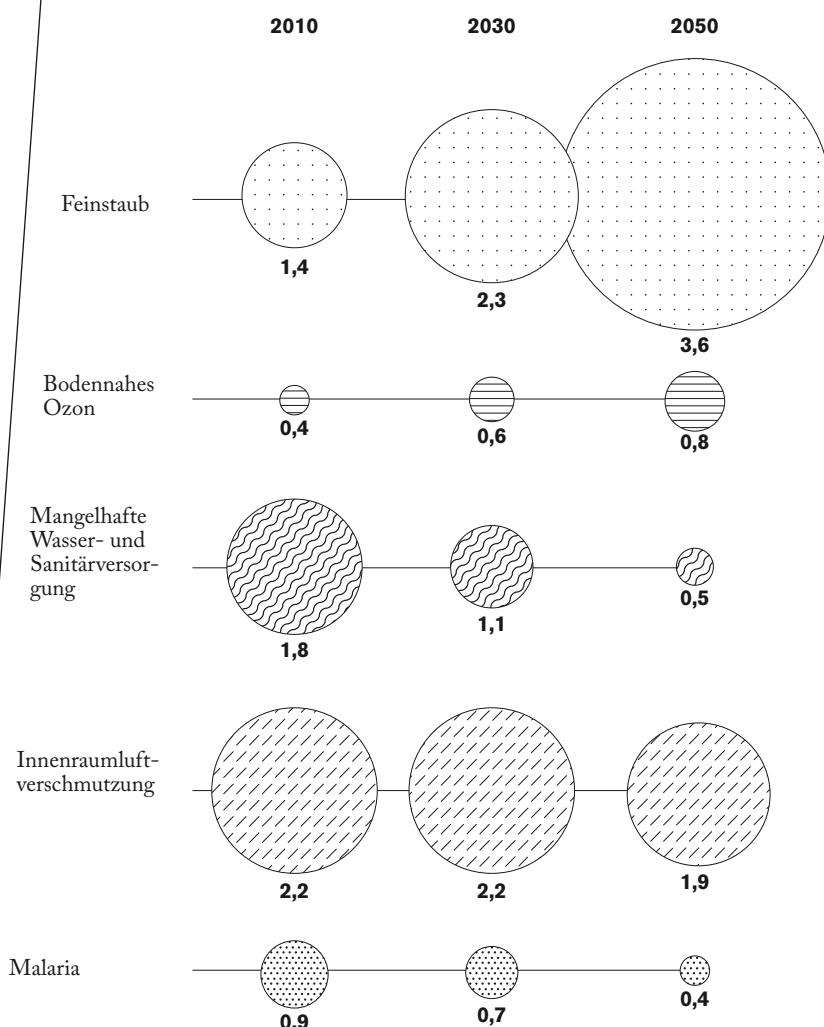


1. Batterienrecycling
2. Verhüttung von Blei
3. Bergbau und Erz-Aufbereitung
4. Gerbereien
5. Industrielle oder städtische Deponien
6. Industriegebiete
7. Kleinbergbau (Gold)
8. Herstellung von Konsumgütern
9. Chemische Produktion
10. Farbstoffindustrie

Quelle: The World's Top Ten Toxic Pollution Problems 2012;
Blacksmith Institute

Luftverschmutzung macht krank

Ohne Massnahmen wird die Luftverschmutzung die häufigste mit Umweltfaktoren zusammenhängende Todesursache 2050 sein.



Zahlen: Todesfälle (in Mio.)
Quelle: Basisszenario des OECD-Umwelausblicks; Ergebnisse von Berechnungen anhand der IMAGE-Modellreihe.



«Wenn du Geld machen willst, geh nach Afrika»

Mo Ibrahim wurde als Handy-Pionier zum Milliardär. Heute prämiert er Staatschefs in Afrika für gute Regierungsführung. Die Auszeichnung ist höher dotiert als der Nobelpreis.

Interview: Daniel Ammann und Simon Brunner



Mo Ibrahim, 67, auf der
Terrasse seiner Wohnung
in Monaco.

M o Ibrahim, nur wenige kennen Afrika so gut wie Sie – wie gross ist das wirtschaftliche Potenzial?

Ich sage gerne: «Wenn du Geld machen willst, geh nach Afrika.» Das ist nicht etwa ein emotionales oder patriotisches Statement. Wir sprechen über Fakten. Schauen Sie sich die Daten der Weltbank an. Die Eigenkapitalrendite ist fast nirgends so hoch. Man muss kein Genie sein, um das Potenzial von Afrika zu erkennen: Der Kontinent ist offen für neue Dienstleistungen, für Handel, für grosse Infrastrukturprojekte – und er ist reich an Rohstoffen.

Was fehlt denn noch, damit der Kontinent gedeiht?

Kapital. Auch darum ist die Rendite darauf so hoch: Die Nachfrage nach Kapital ist enorm, das Angebot beschränkt.

In den westlichen Ländern klafft eine grosse Lücke zwischen dem Ruf Afrikas und der Realität, wie Sie sie schildern.

Für meine Generation waren die Tarzan-Filme prägend, wenn es um das Bild Afrikas geht. Da lebten die Stämme im Busch, leicht bekleidet, und sie assen sich gegenseitig auf. Die Botschaft: Da leben Kannibalen.

Das war in den 1940er und 50er Jahren ...

Geändert hat sich seither doch nur die Staffage: Wenn man im Westen etwas über Afrika hört oder liest, geht es meist um Bürgerkriege, wie derzeit in Somalia oder Mali, oder um Hungersnöte. Zu Weihnachten bekommt man ja von Hilfswerken diese Karten mit herzergreifenden Sujets und Kinderköpfen mit gros-

sen Augen zugeschickt. Man denkt sich: Diese Afrikaner schaffen es nicht alleine. Sie sind arm. Sie sind krank. Sie sind unterernährt. Und die Kinder können nicht zur Schule gehen. Die Hilfswerke haben selbstverständlich die besten Absichten, aber der Realität Afrikas werden sie nicht gerade gerecht.

Das schlechte Image klebt wie Pech an Afrika.

Genau. Auch wenn es um afrikanisches Führungspersonal geht, kommen den Leuten im Westen noch immer die Schreckensgestalten der letzten 50 Jahre in den Sinn: Idi Amin, Mobutu Sese Seko, Sani Abacha und all die anderen Kleptokraten. Die Leute wissen nicht, dass es fantastische Staatsoberhäupter hier in Afrika gibt. Wer kennt Joaquim Alberto Chissano in Mosambik, Festus Mogae in Botswana oder Pedro Pires von den Kapverden? Das sind Helden. Das sind unsere Vorbilder. Wir müssen sie bekannter machen – den Menschen im Westen und unseren eigenen Leuten. Der Nobelpreis wird an herausragende Wissenschaftler verliehen, wunderbar, aber niemand anerkennt explizit herausragende afrikanische Führungsfiguren.

Darum verleihen Sie einen Preis, der höher dotiert ist als der Nobelpreis? Der «Mo Ibrahim Prize for Achievement in African Leadership» wird jeweils an ein abtretendes Staatsoberhaupt verliehen. Dieses erhält eine jährliche Pension von 500 000 Dollar über zehn Jahre, und danach noch 200 000 pro Jahr.

Der Preis soll überragende Leistungen würdigen. Wenn es ein Staatsoberhaupt fertigbringt, Hunderttausende Menschen aus der Armut zu befreien, das Gesundheitssystem und das Erziehungssystem zu verbessern, Demokratie zu fördern, und – sehr wichtig – rechtzeitig und friedlich abtritt, dann muss man das würdigen. Ich wiederhole mich gerne: Diese Leute sind Helden. Aber niemand kennt sie!

Woran werden die Staatschefs gemessen?

Meine Stiftung hat zusammen mit der Harvard University den «Ibrahim Index of African Governance» entwickelt. Er erhebt 88 statistische Indikatoren von

Rechtsstaatlichkeit über politische Partizipation bis zu nachhaltigem Wirtschaften. Einfach gesagt, ist er ein umfassendes Dataset, das sehr detailliert beschreibt, wie gut jedes Land in Afrika geführt wird. Mit dieser Fülle an Daten können wir die Performance der einzelnen Länder, respektive ihrer Führer, beurteilen und in eine Rangliste stellen.

Apropos «Gute Regierungsführung»:

In Ihren eigenen Firmen war Korruption nie ein Thema. Wie haben Sie das inmitten eines Korruptionssumpfes erreicht?

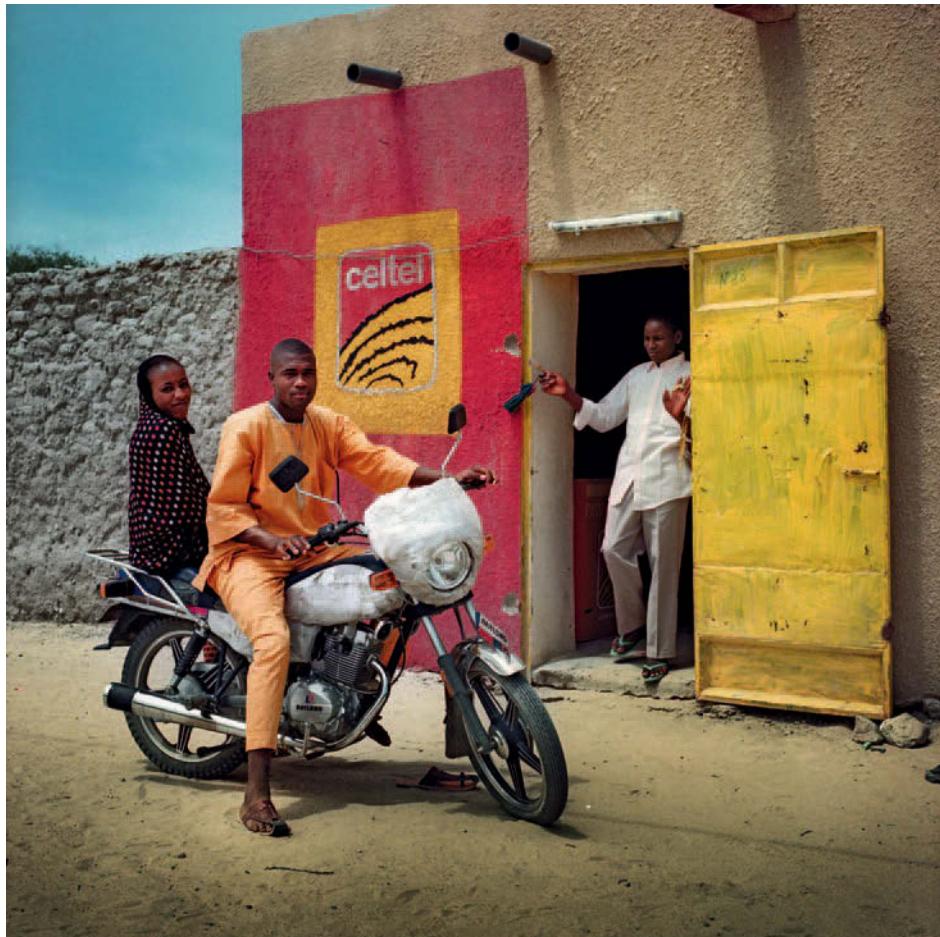
Zuerst einmal müssen Sie der Korruption gegenüber selber eine glasklare Haltung haben, die ihre Mitarbeiter verstehen und unterstützen. Mir war klar: Bestechung schadet der Firma, dem Land, den Aktiönen. Wer besticht, gefährdet die Zukunft der Firma, denn irgendwann kommen diese Dinge immer ans Licht.

Was haben Sie konkret unternommen, um Ihr Milliardenunternehmen vor Korruption zu schützen?

Wir haben ein System installiert, das sauberes Wirtschaften fördert. Ein grosses Problem der Bestechung ist, dass die Leute am Hauptsitz nicht wissen, was im Feld passiert. Besuchen sie die Aussenposten, wird ihnen versichert, alles sei einwandfrei. Bei Celtel, meiner afrikanischen Telekommunikationsfirma, lösten wir das so, dass jede Ausgabe über 30 000 Dollar vom Gesamtverwaltungsrat abgesegnet werden musste. Jede einzelne. Wenn nun von einem unserer Mitarbeiter Bestechungsgelder verlangt wurden, konnte er sagen, er müsse das zuerst absegnen lassen. Als sich herumgesprochen hatte, dass wir unsere Geschäfte nur so führen, gab es keine Druckversuche mehr.

Wie liess sich die Massnahme operativ umsetzen?

Der schwierigste Teil war, den gesamten Verwaltungsrat jeweils schnell erreichen zu können. Ich sagte jedem Mitglied: Gib mir deine private Telefonnummer und die Faxnummer, die Nummer deiner Frau, die Telefon- und Faxnummern im Ferienhaus – und wenn du eine Affäre hast, auch diese Nummer. Das kam nicht immer gut an.



Werbung für Celitel in Niger:
Mo Ibrahim gründete das panafrische Mobilfunkunternehmen 1998 und verkaufte es fünf Jahre später für 3,4 Milliarden Dollar.

CEOs klagen oft, Korruption sei in gewissen Teilen der Welt an der Tagesordnung, sie allein könnten nichts dagegen unternehmen.

Die Geschäftsseite neigt dazu, sich in einer Opferrolle zu sehen. Da bin ich anderer Meinung. Sie ist genauso involviert wie die Regierung und muss bestraft werden, wenn bestochen wird. Es nutzt nichts zu sagen: Die Regierung ist korrupt, das System ist so. Nein. Entscheidend ist, dass Firmen verstehen, dass sie zur Lösung beitragen können. Die Geschäftswelt ist Teil des Systems – und kann es ändern.

Sie haben hohe Erwartungen an Firmen. Letztlich muss das Geschäft immer Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und den Schutz des Eigentums fördern, denn Korruption und Nepotismus schaden den Firmen.

Sie gründeten und verkauften zwei Firmen für insgesamt über vier Milliarden Dollar. Die Mitarbeiter partizipierten jeweils stark, weil sie Aktien hielten. Was ist der Vorteil? Zwei Dinge sind hier wichtig: die Fairness und die Anreize. Die Angestellten einer

Firma müssen sich als Partner verstehen, die Firma gehört auch ihnen. Das schafft eine ganz andere Dynamik und Haltung. Was gibt es für eine grössere Motivation? Manchmal sind die Aktionäre skeptisch gegenüber einer hohen Mitarbeiterbeteiligung. Wir sagen ihnen: Ihr verliert nie, wenn die Angestellten finanziell beteiligt sind, der Kuchen wird nur grösser. Es ist eine Win-win-Situation.

Abgesehen von den internen Mechanismen: Wie wichtig ist ein liberales Umfeld, um Geschäfte abzuwickeln?

Freiheit ist fundamental, damit Firmen prosperieren können. Genauso wichtig sind klare Regeln und ihre Durchsetzung: Es braucht die richtige Balance zwischen einer liberalisierten Ökonomie und einem guten Mass an Regulierung.

Welche Voraussetzungen sind fundamental, damit man Geschäfte machen kann in einem Entwicklungsland?

Es braucht klare und faire Gesetze und Rechtssicherheit. Die Gesetze dürfen nicht jeden Monat ändern. Ausserdem muss die Judikative gut funktionieren. Sie muss vollumfänglich unabhängig sein, sonst helfen die besten Gesetze nichts. Und letztlich muss die Rechtsprechung schnell geschehen. Wenn ein Gericht zehn Jahre für ein Urteil braucht, nützt es wenig. Bis dann ist eine der involvierten Parteien bankrott.

Ist Afrika noch immer arm, weil diese Voraussetzungen nicht erfüllt sind?

Bis zu einem gewissen Grad, ja. Man muss aber fairerweise sagen, dass die Rechtsstaatlichkeit in vielen afrikanischen Ländern grosse Fortschritte gemacht hat. Ich gehe heute lieber in Afrika vor Gericht als in Russland oder in China. Die Judikative ist sicher nicht perfekt, aber auch nicht so schlecht, wie man ausserhalb von Afrika gerne meint. Viele Gerichte sind vernünftig. Aber es stimmt: Ohne gute Regierungen wird Afrika nicht vorankommen.

Welche Rolle soll die Entwicklungshilfe für Afrika spielen?

Es ist meine Überzeugung, dass es der Kontinent selber schaffen kann. Wir >

brauchen keine Hilfe, und wir brauchen keine Entwicklungsgelder. Was wir brauchen, ist Kapital. Letztes Jahr kamen etwa 50 Milliarden Dollar an ausländischen Direktinvestitionen, etwa 200 Milliarden wären nötig. Verstehen Sie mich richtig: Ich habe nichts gegen humanitäre Hilfe wie bei einem Tsunami in Asien, einem Tornado in den USA oder eben einem Bürgerkrieg in Afrika.

Was halten Sie von der Mikrofinanz?
Mikrofinanz ist gut, um kleine Initiativen zu fördern, wie einer Schneiderin die Möglichkeit zu geben, sich eine Nähmaschine zu kaufen. Damit schafft man nicht Tausende von Arbeitsplätzen, aber für die Frau kann es eine grosse Verbesserung ihrer Lage bedeuten. Es ist wie ein Orchester: Jedes Instrument hat seine Rolle.

Sie sind ein promovierter Ingenieur und betrieben Mobilfunk-Unternehmen.
Wie wichtig ist das Handy für Afrika?
Man kann seine sozioökonomische und politische Bedeutung gar nicht überschätzen. Sie ist immens. Afrika ist der zweitgrösste Kontinent der Welt, aber seine Bevölkerung war technologisch lange abgeschnitten: Die allerwenigsten Menschen konnten sich einen Festnetzanschluss leisten. Und wenn sie das Geld dafür hatten, mussten sie jahrelang darauf warten, weil die staatlichen Monopole so ineffizient arbeiteten. Kaum jemand hatte einen Fernseher. Man bekam wenig Informationen über die Welt oder nur schon über das eigene Land mit. Die Telekomindustrie brachte eine Revolution: Sie ermöglichte eine aktive, informierte Zivilgesellschaft – und sie schuf Wohlstand.

Wohlstand?

Das «Mobile Banking», also zum Beispiel Geldüberweisungen mit dem Handy, hat Afrika grundlegend verändert. Für Sie als Schweizer ist es normal, ein Konto zu haben und Ihre Geschäfte übers Internet oder in einer Filiale in Ihrer Nähe abzuwickeln. Und Sie besitzen diverse Kreditkarten. Das alles war in Afrika bis vor kurzem nicht so. Bankfilialen gibt es fast nur in den Hauptstädten, und sie bedienen einen kleinen Kreis von Geschäftskunden

und reichen Individuen der Elite. Stellen Sie sich eine Gesellschaft vor, die ohne finanzielle Dienstleister auskommen muss!

Das «Mobile Banking» also ...

... hat Millionen von Menschen den Zugang zu einer Bank ermöglicht. Man kann nun Geld überweisen und empfangen, mit tiefsten Transaktionskosten. Das hat das Leben der Leute nachhaltig verbessert: Eine Tochter kann ihrer Mutter, die mehrere Tagesreisen entfernt in einem Dorf lebt, innert Sekunden Geld schicken. Ein Bauer muss nicht mehr in die Stadt, nur um seine Saat zu bestellen. Zwei Händler im Grenzgebiet wollen ein Geschäft mit ugandischen Schilling und tansanischen Schilling abwickeln? Dank dem Handy kennen sie den exakten Wechselkurs sofort. Das ist hoch effizient und steigert den Wohlstand.

Wie sehen Sie die Zukunft solcher mobiler Dienstleistungen?

Afrika ist heute der Leader im «Mobile Banking». Die Zukunft des Privatkundengeschäfts wird mobil sein, auch in westlichen Ländern – es ist schlicht praktischer und schneller. Afrika ist sehr weit fortgeschritten in der Mobiltelefonie. Celtel hat schon vor zehn Jahren die Roaming-Gebühren abgeschafft. Gibt es bei Ihnen einen Mobilfunkanbieter, der den gleichen Preis macht für inländische Anrufe und Anrufe in die umliegenden Länder?

Was können wir noch von Afrika lernen?

(lacht) Ich weiss nicht, ob ich in der Position bin, das zu beantworten. Der Westen sagt uns gerne, was wir zu tun haben. Wir lernen alle voneinander, aber wir sollten uns nicht gegenseitig vorschreiben, was wir zu tun haben.

Das Handy wird in Entwicklungsländern vielseitig eingesetzt. Welche Nutzung haben Sie nicht vorausgesehen?

Ich habe schon Dienste gesehen, die helfen, Korruption aufzudecken: Wenn ein Offizieller versucht, jemanden zu bestechen, kann man ein Bild machen und es an eine bestimmte Stelle senden, um ihn anzuzeigen. Oder es gibt diese App für die persönliche Sicherheit: Wenn Sie überfallen werden, sendet die App eine SMS an alle Mobiltelefone in der Gegend und an die lokale Radiostation.

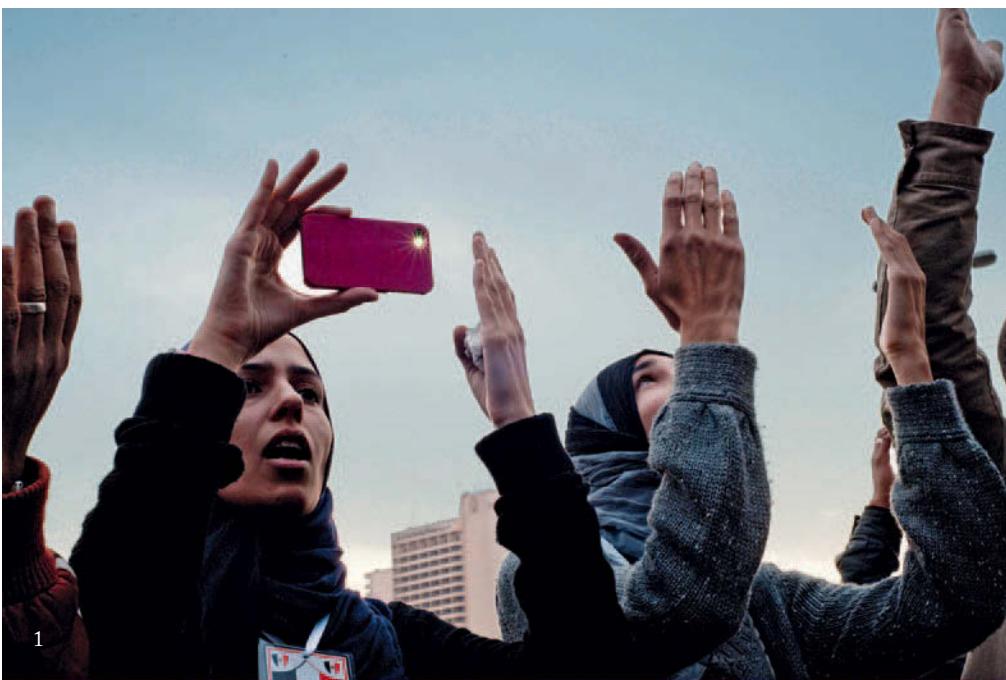
Sie erwähnten, dass die Mobiltelefonie auch politische Auswirkungen hatte.

In repressiven Regimes sind die Rechte der Bürger eingeschränkt: Man kann nicht frei kommunizieren, die Meinung äussern, Versammlungen sind verboten. Regierungen in diesen Ländern kontrollieren oft die Polizei, die Armee und sogar die Medien. Hier haben Mobiltelefone geholfen.

Inwiefern?

Es ist schwieriger geworden für die Regimes, ihre Taten zu verstecken. Passiert etwas, verbreitet es sich in Windeseile. Außerdem ist heute ein freier Informationsaustausch möglich, und man kann den Widerstand am Auge des Staates vorbei organisieren. Im «Arabischen Frühling» spielte das Handy eine zentrale Rolle. In der Vergangenheit lebten wir sozusagen im Dunkeln. Meine Generation hatte nur eine Tageszeitung, eine Radiostation und einen Fernsehsender – und die gehörten alle der Regierung. Nun haben wir das Licht eingeschaltet. Die Gesellschaft hat mit den Mobiltelefonen ein Werkzeug der Freiheit in die Hände bekommen, um der Unterdrückung zu begegnen. □

Mo Ibrahim kam 1946 als Sohn eines Baumwollhändlers im Nordsudan zur Welt und wuchs in Ägypten auf. Er arbeitete bei der sudanesischen Telefongesellschaft, später promovierte er in Grossbritannien und wurde bei British Telecom im neugeschaffenen Bereich der mobilen Telefonie tätig. 1989 machte sich Mo Ibrahim mit einer Beraterfirma selbstständig, die er 2000 für USD 618 Millionen verkaufte. 1998 gründete er das panafrikanische Mobilfunkunternehmen Celtel und verkaufte es fünf Jahre später für USD 3,4 Milliarden. Heute ist Ibrahim vor allem als Philanthrop in seiner Stiftung tätig, der «Mo Ibrahim Foundation». Sie veröffentlicht einen jährlichen Index über gute Regierungsführung in Afrika («Ibrahim Index of African Governance») und prämiert herausragende Staatsoberhäupter mit dem «Mo Ibrahim Prize for Achievement in African Leadership». Mo Ibrahim hat eine Tochter, die in seiner Stiftung arbeitet, und einen Sohn, der Schauspieler ist.



1) «Im ‹Arabischen Frühling› spielte das Handy eine zentrale Rolle»: Kairo im Januar 2011.

2) «Man muss kein Genie sein, um das Potenzial von Afrika zu erkennen»: Blick auf das Geschäftsviertel von Nairobi, Kenia.



2



3



4



5

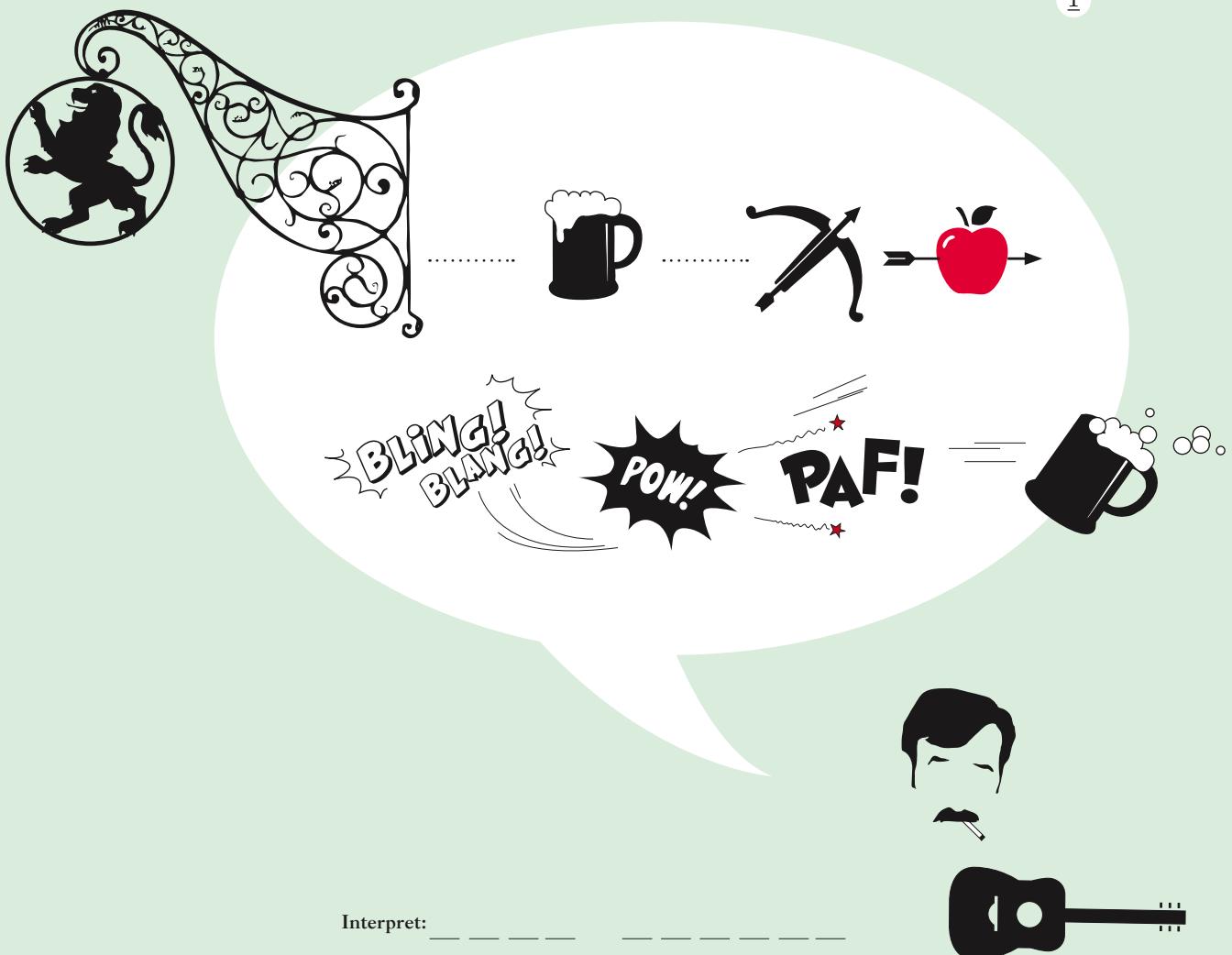
Die bisherigen Preisträger des «Mo Ibrahim Prize for Achievement in African Leadership»:

- 3) Pedro Pires, Kapverden (2011)
- 4) Festus Mogae, Botswana (2008)
- 5) Joaquim Alberto Chissano, Moçambique (2007), gemeinsam mit Mo Ibrahim

Davon können wir ein Lied singen

Fordernde, schmachtende, triumphierende: Über Freiheit gibt es Songs ohne Ende. Mit und ohne Happy End. Sieben haben wir hier frei interpretiert – finden Sie den Titel und den Künstler heraus?

Lösungen auf Seite 79

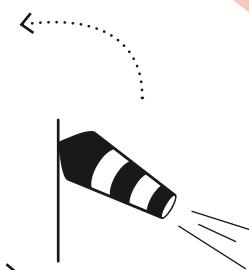


2

Interpret: _____



Songtitel: _____



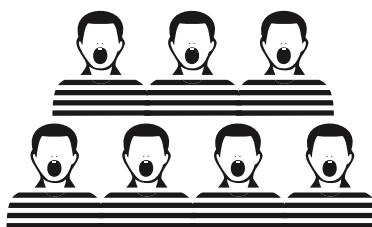
3

Songtitel: _____



Interpret: _____

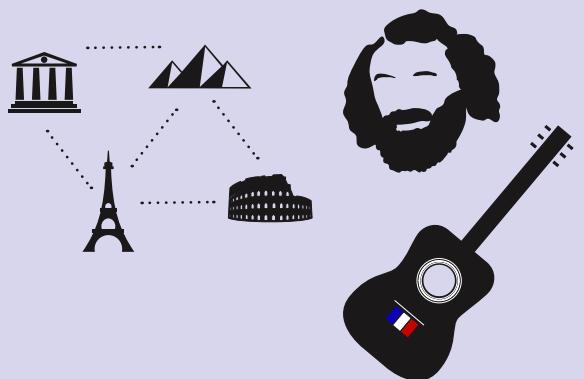
4



Komponist: _____

Songtitel: _____

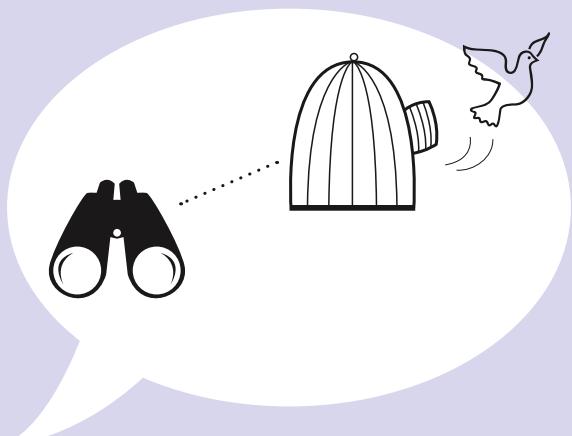
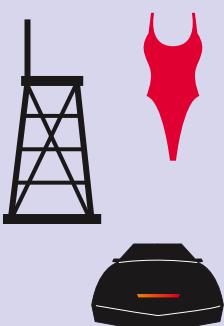
5



Songtitel: _____

Interpret: _____

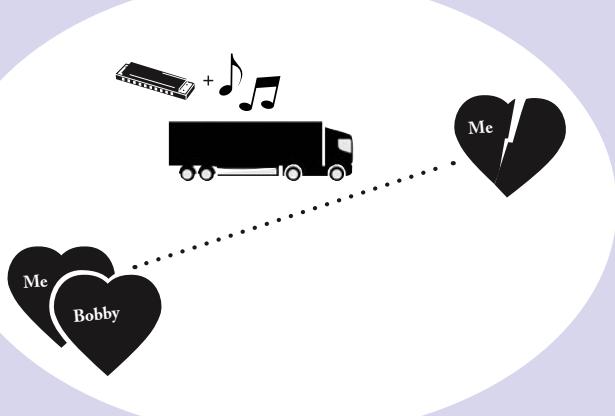
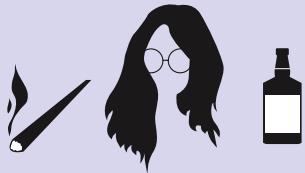
6



Songtitel: _____

Interpret: _____

7



Interpretin: _____

Songtitel: _____

1

Si hei dr Wilhälm Täll ufgfüert Mani Matter

Si hei dr Wilhälm Täll ufgfüert
im Löie z Nottiswil
da bruchts viel Volk, gwüss z halbe
Dorf, hett mitgmacht i däm Schpil
(...)

Am Aafang isch es schön gsy, da het
als Schtouffacherin,
d Frou Pfarrer mit dem Schnyder
gret, i Wort vo tiefem Sinn,
(...)

Uf zmal, churz vor em Öpfelschuss,
der Lehrer chunnt als Täll,
sy Sohn, dä fragt ne dis und äis,
da rüeft dert eine schnäll,
wo undrem Huet als Wach isch
gschthane, so dass jede ghört,
wiso fragt dä so dumm, het dä ir
Schuel de nüt ráchtes gleert

E Fründ vom Täll, e Maa us Altdorf,
zwickt ihm eis uf ds Muul,
und dise wo dr Huet bewacht,
git ume, gar nid fuul,
und schtoost ihm mit syr Helebarde
eine zmitts i Buuch,
da chunnt scho ds Volk vo Uri
z schpringe,
Donner jetzt geits ruuch (...)

Jetz chöme Gleser z flüge,
jede schtillt sy gheimi Wuet,
es chrose Tisch u Bänk und s Bier
vermischt sech mit em Bluet
Der Wirt rouft sech sys Haar,
d Frou schinet brochni Glider y,
zwo Schtund lang het das duuret,
da isch Öschtrich gschlage gsy
Si hei dr Wilhälm Täll ufgfüehrt
im Löie z Nottiswil
und gwüss no niene i
naturalistischerem Styl,
d Versicherig het zahlt - hingäge eis
weiss ig sithär,
sy würde d Freiheit gwinne,
wenn sy däwäg z gwinne wär

2

Wind of Change Scorpions

I follow the Moskva
Down to Gorky Park
Listening to the wind of change
An August summer night
Soldiers passing by
Listening to the wind of change
The world is closing in
Did you ever think
That we could be so close,
like brothers
The future's in the air

I can feel it everywhere
Blowing with the wind of change
Take me to the magic of the
moment
On a glory night
Where the children of tomorrow
dream away
In the wind of change
(...)

3

If You Love Somebody (Set Them Free) Sting

If you need somebody, call my name
If you want someone, you can do
the same
If you want to keep something
precious
You got to lock it up and throw
away the key
If you want to hold onto your
possession
Don't even think about me
If you love somebody, set them free
(...)

4

Va, pensiero (Gefangenenchor aus Nabucco) Giuseppe Verdi

Va, pensiero, sull'ali dorate;
va, ti posa sui clivi, sui colli,
ove olezzano tepide e molli
l'aure dolci del suolo natal!
Del Giordano le rive saluta,
di Sionne le torri atterrate...
O mia patria sì bella e perduta!
O membranza sì cara e fatal!
Arpa d'or dei fatidici vati,
perché muta dal salice pendì?
Le memorie del petto riaccendi,
ci favella del tempo che fu!
O simile di Solima ai fatti
traggi un suono di crudo lamento,
o t'ispiri il Signore un concerto
che ne infonda al patire virtù

5

Ma liberté Georges Moustaki

Ma liberté
Longtemps je t'ai gardée
Comme une perle rare
Ma liberté
C'est toi qui m'as aidé
A larguer les amarres

Pour aller n'importe où
Pour aller jusqu'au bout
Des chemins de fortune
Pour cueillir en rêvant

Une rose des vents
Sur un rayon de lune
Ma liberté
Devant tes volontés
Mon âme était soumise

Ma liberté
Je t'avais tout donné
Ma dernière chemise
Et combien j'ai souffert
Pour pouvoir satisfaire

Toutes tes exigences

J'ai changé de pays

J'ai perdu mes amis

Pour gagner ta confiance

Ma liberté

Tu as su désarmer

Toutes mes habitudes

Ma liberté

Toi qui m'a fait aimer

Même la solitude

Toi qui m'as fait sourire

Quand je voyais finir

Une belle aventure

Toi qui m'as protégé

Quand j'allais me cacher

Pour soigner mes blessures

Ma liberté

Pourtant je t'ai quittée

Une nuit de décembre

J'ai déserté

Les chemins écartés

Que nous suivions ensemble

Lorsque sans me méfier

Les pieds et poings liés

Je me suis laissé faire

Et je t'ai trahi pour

Une prison d'amour

Et sa belle geôlière

6

Looking for Freedom David Hasselhoff

One morning in June
some twenty years ago
I was born a rich man's son
I had everything

that money could buy,
but freedom I had none

I've been looking for freedom

I've been looking so long

I've been looking for freedom

Still the search goes on

I've been looking for freedom
since I left my home town

I've been looking for freedom

Still it can't be found

(...)

7

Me and Bobby McGee Janis Joplin

Busted flat in Baton Rouge,
waitin' for a train
When I's feelin' near as faded
as my jeans
Bobby thumbed a diesel down
just before it rained
And rode us all the way into
New Orleans

I pulled my harpoon out of my
dirty red bandana
I's playin' soft while Bobby
sang the blues
Windshield wipers slappin' time
I was holdin' Bobby's hand in mine

We sang every song
that driver knew
Freedom's just another word for
nothin' left to lose
Nothin', it ain't nothin' honey,
if it ain't free
And feelin' good was easy, Lord,
when he sang the blues
You know feelin' good was good
enough for me
Good enough for me and my
Bobby McGee
From the Kentucky coal mines
to the California sun
Yeah, Bobby shared the secrets
of my soul
Through all kinds of weather,
through everything we done
Yeah, Bobby baby kept me
from the cold
One day up near Salinas,
Lord, I let him slip away
He's lookin' for that home
and I hope he finds it
Well, I'd trade all my tomorrows
for one single yesterday
To be holdin' Bobby's body
next to mine
(...)

Die Gedanken sind frei



Jörn Kaspahl ist Illustrator in Hamburg. Seine Arbeiten erschienen unter anderem in «The New Yorker», «Monocle», «GQ», «Wired» und «Der Spiegel».



Exklusive Eigentumswohnungen in Davos

Ihr privates Alpenparadies

Ihr exklusiver Ausbau und die einzigartige Lage machen die grosszügigen 2½-, 3½- und 4½-Zimmer-Eigentumswohnungen der Stilli-Park-Residenzen Davos zu einem Manifest der Davoser Alpen. Dank der Hotelanbindung kombinieren Sie die Individualität einer Privatwohnung mit dem erstklassigen Service des InterContinental Davos. Beim Kauf stehen für die Inneneinrichtung attraktive Optionen zur Auswahl, ganz nach Ihren Bedürfnissen.

Bezugsbereit ab Dezember 2013 | www.residences-davos.ch


STILLI · PARK
RESIDENZEN DAVOS

50 YEARS OF
CARRERA
TAGHeuer



A PARTNERSHIP TO
HELP PROTECT OUR PLANET

Leonardo DiCaprio and TAG Heuer have joined forces
to contribute to Green Cross International initiatives.

To learn more please visit www.tagheuer.com

Carrera
Series



TAGHeuer
SWISS AVANT-GARDE SINCE 1860